Soldaten—Kameraden

Band 41

Walter Best

# Mit der Leibstandarte im Westen

## Berichte eines SS-Kriegsberichters



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachfolger, München

1. Auflage, 1.–10. Tausend 1941

Druck: Hochrheinische Buchdruckerei und Kunstanstalt
Brombach bei Lörrach (Baden).

Den Kameraden der Leibstandarte SS

„Adolf Hitler“

zu eigen!

# Vorspruch

Jetzt schweigt das Wort
Vor der Tat des Schwerts
Und der Mund verstummt
Im Gange der Schlacht.

An das Herz dringt der Ruf
Zum letzten Beweis
Und der Mann tritt hervor
Unterm stählernem Helm!

Was die Zukunft noch birgt,
Nur der Mut erzwingt's,
Nur der Glaube siegt,
Daß wir ewig sind.

Wenn das Schwert aber schweigt
In dem Mittag des Siegs,
Dann schwingt sich Gesang
Ueber Opfer und Ruhm!

# Dichter unter Waffen

Als Frankreich unter der Faszination Albions Deutschland den Krieg erklärte, berief es seinerzeit den Dichter Jean Giraudoux an die Spitze seines für diesen Krieg gegründeten Informations- und Propagandaministeriums. Es schien für den deutschen Beobachter einen Augenblick lang zweifelhaft, warum die Wahl auf Giraudoux gefallen war. Denn der Dichter hatte von seinem „Siegfried" bis zu den „Pleins Pouvoirs" einen seltsamen Weg durchgemacht. Waren die ersten Werke, kurz nach dem Schandfrieden von Versailles geschrieben, grobe Verzerrungen des deutschen Wesens, so schien sich in den „Pleins Pouvoirs" eine Art Verständnis für das neue Deutschland anzubahnen. Hatte man den Deutschenhasser oder den Deutschenfreund zum Propagandaminister bestellt?

Giraudoux und Frankreich haben sich seit jener Bestallung zu Beginn des Krieges in gleicher Weise selbst entlarvt. Sie haben beide geglaubt, mit einer Methode westlerischen Denkens sich Chancen des Sieges verschaffen zu können. Zuerst mußte Giraudoux, dann Frankreich kapitulieren, es war ein Vorgang von naturgesetzlicher Zwangsläufigkeit.

Während Frankreich versuchte, mit dieser Koketterie des Geistes in dem Augenblick ein internationales Vorfeld zu gewinnen, wo es schon lange vor dem deutschen Angriff das Vorfeld der Maginotlinie aufgeben mußte, sind in Deutschland die Dichter gleichfalls mobilisiert worden, aber sie sind es im wahren Sinne des Wortes. Soweit nicht die Träger junger und bekannter Namen als Soldaten zur Front gingen, traten sie in eine der jüngsten Waffen der deutschen Wehrmacht ein, in die Propagandakompanien, wo sie neben ihren Kameraden der Presse, des Films und des Funks gleichfalls als Soldaten zum unmittelbaren Einsatz im Kampf kamen. Während noch auf dem Parkett neutraler Vortragspodien die Mitglieder der „Académie Française" paradierten, lernten deutsche Dichter die Waffen zu gebrauchen.

Das deutsche Volk hat in diesem Krieg sehr schnell den Wert der neuen deutschen Kriegsberichterstattung kennengelernt, aber es muß einer späteren Zeit vorbehalten sein, den großen politischen Wert dieser Einrichtung voll und ganz zu beurteilen. Die aktuelle Seite und der aktuelle Erfolg der deutschen Propagandakompanien sind offensichtlich. Aber über den aktuellen Einsatz ist hier ein Grund gelegt worden zu einer geistig-kulturellen Entwicklung, zu einer Erfüllung nationalsozialistischen Strebens, der vielleicht noch heute verborgen bleibt, der jedoch gerade für die kommenden Aufgaben des Sieges und des Friedens von ausschlaggebender Bedeutung sein wird.

Auch die Waffen-SS hat bei der Aufstellung der SS-Kriegsberichterkompanie verschiedene deutsche Dichter in diese Formation berufen, deren Aufgabe keineswegs ausschließlich in einer unmittelbaren Berichterstattung pressemäßiger Auswertung bestand und besteht. Es wäre auch zu billig zu sagen, daß diese Männer den Soldaten in seinem Kampf begleiten sollten, um „Erlebnisse" zu sammeln; denn man sammelt dort, wo Männer ihr Letztes, ihr Leben, geben, keine Erlebnisse und Eindrücke. Man geht in diese Gemeinschaft der Kämpfenden, in ihr Denken, Fühlen und vor allem in ihre Haltung ein.

Wenn heute der deutsche Dichter den Soldaten in seinen Kampf begleitet, so soll man in diesem Vorgang keine allzu billige Zweckgebundenheit sehen. Viel eher spiegelt sich in diesem gemeinsamen Marsch die alte Einheit von Kämpfer und Sänger wider, der sich der germanische Mensch in der wunderbaren Szene von Etzels brennender Halle ein ewiges Denkmal gesetzt hat: Hagen von Tronje und Volker von Alzey auf der letzten Nachtwache vor dem Untergang. Hier ist Lebens- und Schicksalsgemeinschaft von Wort und Tat in der Verschworenheit des Kampfes einzigartig ausgedrückt, Schau und Kündung haben hier ihren Ursprung.

Erst in dem Ausmaß, in dem eine unorganische Geistigkeit im Laufe der Jahrhunderte aufkam, erst als durch die abstrakte Dogmatik der Kirche ein Denken ohne biologisches Fundament die Einheit von Wort und Tat spaltete, wie sie

in der germanischen Zeit lückenlos vorhanden war, ging die selbstverständliche Bindung der dichterischen Gestaltung an die völkische Lebensgemeinschaft verloren.

Zwar hat der Deutsche niemals den heldischen Sänger aufgegeben: Walther von der Vogelweide, Ulrich von Hutten, Theodor Körner, Hermann Löns, Walter Flex und Horst Wessel sind immer wieder durchbrechende Erscheinungen der durch keine Geistspaltung gebrochenen Gestaltungskraft des deutschen Blutes, aber wesentliche Kräfte deutschen Gestaltungswillens mußten ihre ganze Kraft darauf verwenden, um allein die heroische Konzeption in dem Raum der Geistigkeit durchzukämpfen. Schillers Gedanklichkeit ist das tragische Ergebnis dieser Verlagerung, Hölderlins und Kleists Untergang das Opfer vor der Schwelle des damals noch unerfüllten völkischen Traumes.

Wenn wir heute, mitten in diesem ungeheuren Geschehen, einmal versuchen, aufzusehen, damit wir in der Sinngebung der Geschichte die eigene Ordnung verankern können, dann erscheint uns der Fieberprozeß des 19. Jahrhunderts in einem vollkommen neuen Licht. Denn wir müssen jenes gewaltige Wachstum unseres Volkes im vergangenen Jahrhundert als die Vorbereitung zur heutigen Aufgabe begreifen lernen, eine Vorbereitung aber, die sich nicht „von selbst" zur heutigen Entwicklung ausreifte, da Größe niemals unerkämpftes Geschenk ist, sondern die auch jeden Untergang in sich wachsen ließ, damit den gestaltenden Elementen die Bewährung durch die Entscheidung nicht versagt blieb. Der Liberalismus wurde zur Ausdrucksform des gärenden Chaos. In dieser „Zwischenzeit" mußte sich der „reine Geist" ausgären, und er hat es getan. Die Entscheidung fiel nach der Seite der Vereinsamung, der Ueberspitzung, der Unfruchtbarkeit. Statt Auslese entstand Gegenauslese. Die politische Gemeinsamkeit mußte außerhalb ihrer Erscheinungsformen gefunden werden, und sie wurde gefunden, weil die völkische Not in ihrer Wirklichkeit zur Tat drängte, ehe die Intelligenz liberaler Prägung überhaupt ihre Diskussionen darüber begonnen hatte.

Die Fieberprozesse vor dem Aufbruch des neuen Reiches sind abgeschlossen. Ihre chaotischen Spannungen sind ent-

laden, aber in dem Lichtbogen der Entladung verbrannten auch die alten Werte. Da aber die neue Gemeinschaft in einem ungeheuren geschichtlichen Schmiedevorgang entstanden ist, bedarf sie auch weiterhin der härtesten Ausleseprinzipien, um jene Kräfte freizubekommen, die befähigt und berufen sind, an Gegenwart und Zukunft gestaltend mitzuarbeiten.

Aus diesem Grunde marschiert heute der Dichter mit dem Soldaten. Nicht damit diesem Krieg auf Grund von Wehrpaß und Soldbuch eine neue Kriegsdichtergeneration entstehen soll, nicht damit wir nun „Berechtigte und Unberechtigte" feststellen können, sondern um endlich die Schicht der Gestaltenden und Schöpferischen heimzuführen in die Mitte wahrer Volksgemeinschaft, in die kämpferische Entscheidung!

Dieses Führervolk des kommenden Europas muß die Gewißheit haben, daß die großen dichterischen Konzeptionen aus der gleichen Haltung erwachsen wie die heroischen Taten, auf Grund deren diesem Volk und diesem Reich der aufbauende Friede geschenkt wird.

Wir sind in Paris durch die Schlupfwinkel der emigrierten Eisenfresser und Theaterdonnerer gegangen, die vor wenigen Jahren noch Deutschlands „geistige Elite" darzustellen vorgaben, und haben uns vor ihrer verlogenen Erbärmlichkeit geekelt. Ihr Haß gegen uns war wie ihr ganzes Leben ohne Fundament, blutlos, substanzlos. Ihre letzte Weisheit war Flucht oder Selbstmord. Sie konnten keine Entscheidungen herbeiführen, weil sie keine Entscheidungen erkämpfen wollten. Sie wollten sie erhandeln, erschreien.

Der Soldat wird aber dereinst im Frieden von dem Dichter, der mit ihm marschiert ist, nicht ausschließlich Heldenlieder und Schlachtengemälde verlangen, er wird sich in jeder Weise der dichterischen Führung seines Kameraden anvertrauen, weil sie beide in entscheidenden Augenblicken nicht Soldat und Dichter, sondern Männer eines kämpfenden Volkes gewesen sind.

Und der Dichter, der mit dem Soldaten durch diesen Krieg gegangen ist, wird in sich die Verpflichtung

höchsten Dichtertums aufbrechen fühlen, zu deuten. Er wird nicht davon schreiben, daß er auch Soldat war, er wird nicht das Heroische zum Gegenstand seiner Dichtung nehmen, er wird vom Männlichen aus richten und sichten, um ins Ewige gestalten zu können. Keine Angst: Dieser Krieg gebiert keine neue Fachschaft der Kriegsdichter, dieser Krieg wird eingehen in die ewigen Sagen und Gesänge unseres Volkes als das Tor zum deutschen Frieden!

## Im Schatten der Schlacht

Wenn sich nicht in dem grauen Himmel Frankreichs treibende Wolken mischten, die von Gehöften aufsteigen, dann könnte das nahe Grollen ein sommerliches Gewitter ankündigen. Denn fast mit Gewalt muß ich mir ins Bewußtsein rufen, daß ich nur wenige Kilometer von einer der gewaltigsten Entscheidungsschlachten um die Neuordnung Europas mein Quartier aufgeschlagen habe. Mein Quartier?

Gerade mein Quartier verführt zu unkriegerischen Gedanken, denn es erinnert mehr an ein Wochenende aus längst vergangenen Zeiten. In meinem Wagen, der gut getarnt in einem Gebüsch steht, ist ein kleiner Schreibtisch aufgeschlagen, die „Erika" steht darauf und das Innenlicht erhellt den engen Raum mit gemütlichem Schein. Die Pfeife qualmt, und vor mir verzehrt mein Kamerad sein Abendbrot, das er empfangen hat.

Hinter uns liegt die Fahrt zur Front. Hinter uns liegt die endlose Straße des Sieges, den die deutschen Armeen durch Holland, Belgien und Frankreich marschiert sind. Vor uns, nahe vor uns Paris.

Die Fahrt durch Frankreich war eine Fahrt durch ein gespenstisches Land. Weit dehnten sich die fruchtbaren Felder, das Auge suchte noch den Bauern, der vor kurzem über die Äcker schritt. Weit dehnte sich auch das Brachland, für das sich in Frankreich keine Arme mehr finden, den Boden

zu bestellen. Dort, wo die deutschen Armeen die „unüberwindliche“ Maginotlinie überrannt haben, ist die Bevölkerung zum Teil noch in ihren Häusern, aber je näher wir der Front kamen, um so leerer wurden Dörfer und Städte, ein paar Alte sind geblieben, Männer und Frauen, die doch nur auf das Grab warten. Warum sollten sie den Krieg fliehen?

**Wie Kulissen stehen die unzerschossenen Häuser in den menschenleeren Straßen. Die Bühne ist ohne Darsteller, der Vorhang ist gefallen, denn das Spiel der „grande nation“ ist zu Ende.**

Unwirklich haust in einem Trümmerhaufen ein altes Mütterchen. Sie hat sich den zerbrochenen Hausrat säuberlich wieder aufgebaut, durch die leeren Fenster wehen zerschlissene Fetzen. Die Jungen stehen im Vernichtungskampf, die Kinder fehlen, nur die alten klammern sich an die Scherben ihrer Heimat.

**Was wissen Sie davon, Herr Reynaud, was wissen die demokratischen Kriegshetzer von diesem Volk, das sie zum Tode verurteilt haben, damit die Goldreserven der plutokratischen Mächte gerettet werden können. Wir wissen, daß sie sich alle nicht begraben lassen von den Trümmern ihrer Heimat.**

Ihre Siege sind strategische Rückzüge, ihr Kampf die Flucht. Noch sprechen die Kanonen, noch hallen die Einschläge herüber zu dem sommerlichen Frieden unseres grünen Quartiers, aber allein schon die Fahrt zur Front hat uns gezeigt, daß Frankreich seinen l e t z t e n Krieg führt, daß ein Volk, selber schon krank und zermürbt, selber sich untreu geworden, zum Sterben kommt, weil seine Mörder nicht lassen wollen von dem Wahn des Goldes, weil Verbrecher und nicht Staatsmänner im Westen Europas ihrer Lebenslüge Millionen zu opfern bereit sind.

**Sie schrien, daß Sie gegen die deutsche Barbarei die Z i v i l i s a t i o n verteidigen wollen. Zeigen Sie mir, Herr Reynaud, in Valenciennes, durch dessen Arbeiterviertel ich fuhr, den Segen Ihrer Zivilisation. Elend herrscht hier, Elend, das nicht erst der Krieg über die Menschen dort**

**gebracht hat, sondern das Elend, zu dem der Kapitalismus den Arbeiter verdammt. Es mag sein, daß es ihnen leicht fällt, dieses Elend dem Krieg zu opfern, denn ihr Herz hat wohl nie für den Mann der Faust geschlagen. Die Fahrt durch das tote Frankreich ist die Fahrt über den Friedhof der Demokratien.**

Das Wunder aber, das jetzt Frankreich noch retten soll, senkt sich nicht mehr auf die Farben der Trikolore. In den Augen der Rückwanderer, die von der französischen Truppe nicht verschleppt worden sind, spiegelt sich das maßlose Erstaunen, das Nichtbegreifenkönnen des deutschen Wunders.

**Hunderttausende deutscher Soldaten stehen im Kampf. Hunderttausende ziehen an den verängstigten Trupps der wenigen Franzosen vorüber, die jetzt mit armseligem Hausrat die Trümmer ihrer Wohnstätten aufsuchen. Immer wieder blicken sie auf, ob nicht einmal die Kolonnen der Deutschen abreißen, ob nicht einmal das Land im Osten, von dem ihnen so viel vorgelogen wurde, leer wird von Soldaten. Sie werden das Ende nicht absehen.**

Und nichts hält diesen Vormarsch auf. Mit einer fast unverständlichen Präzision schieben sich die Kolonnen aneinander vorbei. Der Bewegungskrieg, der vielverspottete Blitzkrieg ist in Plan und Durchführung ein Meisterwerk der deutschen Strategie. Nicht nur im Kampf, nein, vor allem auch in der Beherrschung der ungeheuren Räume des Hinterlandes, im Heranbringen des Nachschubs beweist sich das deutsche Können.

Dieser Krieg ist ein Kampf der größten Kontraste. Noch liegt unser Zug in Bereitschaft, noch umgibt uns zur Stunde der Frieden einer fast unberührten Landschaft, der Kanonendonner ist verstummt, die Front ist wieder in Bewegung geraten. Während wir noch auf unseren Einsatz warten, ist ein Teil der Kameraden zur kämpfenden Truppe gestoßen. Hinter dem Wäldchen, das den Lagerplatz unseres Zuges deckt, auf dem noch vor kurzem französische Soldaten halt gemacht hatten, braust das Lied der Motoren, rauscht wie die Brandung des Meeres der Vormarsch der deutschen Truppen.

Wo werden wir morgen sein? — Die Schatten der Schlacht ziehen über den Horizont.

## Besuch bei Monsieur Reynaud

Ich habe Sie am Sonnabend, den 15. Juni 1940, in Paris besuchen wollen, Monsieur Reynaud und habe Ihr Arbeitszimmer aufgesucht. Mein Eintritt war zwar etwas formlos gewesen, denn es war niemand da, der mich bei Ihnen hätte anmelden können. Ihre Polizeibeamten waren sehr höflich und ließen mich anstandslos passieren. Als ich Ihr Zimmer betrat, glaubte ich, daß Sie jeden Augenblick zurückkommen könnten. Ihr Sessel, Herr Reynaud, war noch von Ihrer Hand zurückgeschoben, auf ihrem Schreibtisch lagen die Tagesnotizen. Um den Tisch waren die Sessel Ihrer Ministerkollegen gruppiert, doch auch sie waren leer.

Ich bin bei dem Anblick des Allerheiligsten der französischen Politik nicht in Ehrfurcht erstarrt, ich hatte noch nicht einmal das Gefühl, in einem Raum zu stehen, in dem Geschichte gemacht wurde. Ich langweilte mich im Grunde und verließ das tote Haus sehr bald. Ich ging auf die Straße und fand dort Ihr Volk, Herr Reynaud, jene Männer und Frauen, die zwar das Glück hatten, bislang in der freiesten Republik der Welt zu leben, die aber wenig Anzeichen ihres Glückes an sich trugen. Das Volk von Paris, das nicht wie Sie in eleganten Limusinen fluchtartig die Stadt verlassen konnte, als wir kamen, sind Arbeiter, schlecht gekleidete und verhungert aussehende Arbeiter, Herr Reynaud. Obwohl es für Sie eine historische Tradition gewesen wäre, auf den Barrikaden von Paris für Ihr Volk mit der Trikolore in der Hand zu sterben, haben Sie dieses Volk feig im Stich gelassen. Nun stehen wir uns gegenüber, wir deutsche Soldaten und die Männer und Frauen von Paris, und nun schauen wir uns an und sprechen miteinander. Zwar treffen uns noch überall die Blicke des fassungslosen Erstaunens, zwar spüren wir überall noch den Schock, der ihnen in die Knochen gefahren ist. Denn nun erfährt Ihr Volk, wie sehr es belogen und betrogen worden ist, nun hilft kein Geschrei mehr, denn die Deutschen sind in Paris und nichts hat sie aufhalten können. Keine Maginotlinie, keine

alten und erfahrenen Generäle, kein Ideal der Demokratie! Jetzt fragen die Pariser die deutschen Soldaten: Warum das alles, warum der Krieg?

Ich bin in den letzten vierzehn Tagen durch drei Hauptstädte gekommen, die den deutschen Truppen ihre Tore öffnen mußten. In Den Haag, in Brüssel und in Paris war es immer wieder das Volk, der Mann der Faust, der an uns herantritt mit seinen Fragen, der mit seinem „Warum" die bitterste Anklage erhebt gegen die, die in der Stunde der Not ihre Sessel im Stich lassen.

Ehe ich Ihr Arbeitszimmer betreten konnte, Herr Reynaud, erlebte ich den Vorstoß der deutschen Divisionen, denen sich Ihre Hauptstadt ergeben mußte. In friedlichen Zeiten lasen und hörten wir immer vom westlichen Elan als einer Grundeigenschaft der französischen Nation. In Paris sah ich ein müdes Volk, das durch die leeren Prunkstraßen an der Seine ging. Leidenschaftslos. Auf den Straßen nach Paris aber sah ich die deutschen Truppen in einem unvergleichlichen Schwung zum Angriff vorgehen. Wer in aller Welt kann diesen Angriff aufhalten? Sie nicht mehr, Herr Reynaud, Sie nie mehr!

Es mag natürlich schwer gewesen sein, so schwer sogar, daß es in Paris unbegreiflich blieb, zu erlernen, welche Kräfte Deutschland beseelen. Es mag sein, daß der Lorbeer von 1918 ihnen allen noch so tief in der Stirne hing, so daß sie nicht nach dem Osten mit klarem Blick sehen konnten. Wir haben Jahre lang die Frage an das Nachbarvolk im Westen gestellt und keine Antwort erhalten. Heute haben wir sie. Es ist das Bild, das ich am Quai d'Orsay sah. Ihr leeres Arbeitszimmer mit den verlassenen Sesseln. Wahre Macht flieht nicht, sie kann vom Stärkeren gestürzt werden, aber sie geht lieber unter, als daß sie flieht.

Ich verzichtete darauf, mir in Ihrem Arbeitszimmer die Landkarten anzusehen, die hinter Ihrem Sessel standen, obwohl ich wußte, daß Sie eine besondere Vorliebe für Karten besitzen. Aber Ihre Karten sind heute uninteressant geworden, so langweilig, wie die Atmosphäre in diesem Raum.

Die Geschichte dieser Sessel hat mit Napoleon aufgehört, Größe zu besitzen. Denn die Männer von 1918 waren Kriegsgewinnler, die von 1940 aber sind die Kriegsverlierer.

Ich enthebe Sie der Verpflichtung, Herr Reynaud, meinen Besuch zu erwidern.

## Der Marsch nach Süden

Als man uns die Marschrichtung angab, fingen wir an zu lachen, das Ziel war gar zu unwahrscheinlich. Aber immerhin, wir kamen wieder einmal in Bewegung. Das soll nicht heißen, daß wir vorher allzu lange in Ruhe gelegen hätten, aber jetzt kam die vage Hoffnung bei uns auf, daß wir endlich den Franzmann in einer anderen Form erleben könnten als nur in Gefangenentransporten.

Wieder wie in den vergangenen Tagen rollt die weite menschenleere Landschaft Frankreichs an unseren Augen vorbei, jene Landschaft, deren idyllischer Charakter uns mit einer unproblematischen Müdigkeit umfängt. So seltsam es klingt, man möchte sagen, daß die Landschaft das gleiche Antlitz trägt wie jene alten Herren mit weißem Spitzbart, Embonpoint und Rotweinteint, die da und dort unter Flüchtlingszügen auftauchen und etwas indigniert vor sich hinschauen.

Die Luft wird wärmer, der Staub immer heller und über die Hügel ziehen sich weite Weinberge. Wir sind in der Champagne.

Man soll bei dieser Fahrt nicht nachdenken, man soll vor allem keine Vergleiche suchen mit den Erinnerungen des großen Krieges. Man soll, das Steuerrad in der Faust, fahren, fahren wie die endlosen Kolonnen hinter und vor uns.

Wir rücken mit der Leibstandarte vor. Marschziel weit im Süden. Wir lachen nicht mehr, wir sind auch im

Augenblick nicht sonderlich gespannt. Kaum noch sind Brükken gesperrt, kaum noch Häuser zerstört. Sind wir jetzt schon in der Nähe des Feindes? Wird der Tanz bald beginnen? Unser Autoempfänger kündigt inmitten der strammen Märsche uns eine wichtige Sondermeldung an. Wir warten gespannt. Dann kommt die Nachricht: Deutsche Truppen haben die Schweizer Grenze erreicht, die Armeen im Elsaß und in Lothringen sind eingekreist. Dann wenig später: Reynaud ist zurückgetreten, Marschall Petain Regierungschef.

Das Ziel im Süden! Wir wissen jetzt, daß es Wahrheit ist, wir wissen jetzt, daß wir im Rücken der letzten französischen Armeen fahren als eiserne Klammer. Wir wissen, daß diese Tage auf dem Kontinent Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung bringen werden. Sollen wir diese Wissenschaft für uns allein behalten? Wir brüllen sie den Kameraden zu, die an uns vorbeikommen und sehen im Staub vor uns die strahlenden Gesichter verschwinden. Dann kommt der Einfall, der große Einfall.Während der Wagen mit 80 Kilometer über die Landstraßen der Champagne saust, stellen wir die schnellste Frontzeitung her, verfertigen wir Extrablätter. Die Schreibmaschine vor den Bauch geklemmt und dann immer wieder geschrieben, immer den gleichen Text, die weißen Zettel fliegen aus dem Wagen, sie werden von Auto zu Auto weiter gereicht. Da wir in schnellem Tempo vorziehen, lachen uns die Kameraden voll Freude nach. Diesem Kundendienst zu Trotz gibt es noch einige Meckerer. Sie hatten die Meldung schon gehört. Na, dann gut.

Weiter. Wir suchen jetzt den Aether ab mit unserem Radio und bekommen einen französischen Sender in die Antenne. Ich horche auf. Eine Ansprache von Marschall Petain wird angekündigt. Was wird er sagen? Leider verschlingt der Lärm der Motoren zuviel. Der Zusammenhang der Worte bleibt unverständlich. Ich höre nur die gebrochene Stimme eines alten, eines sehr alten Mannes.

Wenn das in dem Tempo weiter geht, werden wir heute abend an der Riviera baden können. Wir halten jetzt alles für möglich. Was soll uns noch überraschen können?

Das Bild auf der Landstraße wird jetzt belebter, die Flüchtlingszüge werden immer dichter, die Lager der Zivilbevölkerung immer zahlreicher. Wir treffen Leute aus allen Gegenden Frankreichs. Mitgenommen von den zurückgehenden Truppen. Oft wie sie gingen und standen. Und jetzt?

Weiter. Zum ersten Mal kommen uns französische Soldaten entgegen, waffenlos und ohne Bewachung. Sie wissen nicht, wo sie sind, sie sind gestern, vorgestern oder heute mit deutschen Truppen in Berührung gekommen und wurden einfach die Landstraße entlang geschickt. Wohin, nach Hause! Sie haben seit Tagen keine Offiziere gesehen. Man hat sie irgendwo stehen lassen, man hat sie sinnlos irgendwo hinmarschieren lassen. Die Offiziere sind mit ihren Damen weggefahren. Dann fragen sie nach dem Weg, nach ihren Dörfern. Dann nach Essen. Seit acht Tagen haben sie zum Teil nichts mehr bekommen.

Weiter. Wir können schon nicht mehr überlegen: Wo waren wir gestern. Das kann doch nicht wahr sein, daß ich vor drei Tagen in Paris war, ich glaube es nicht mehr. Mir ist, als ob wir wochenlang über diese Straßen gefahren seien, wochenlang ohne Ende.

Die Kolonne stoppt. Wenige Wagen vor uns hält der Obergruppenführer Sepp Dietrich. Er führt den Heerbann der Leibstandarte nach Süden.

Wieder kündigt der Rundfunk eine Sondermeldung an, der Sprecher weist auf die Bedeutung mit besonderem Nachdruck hin. Immer wieder, immer wieder meldet sich der Großdeutsche Rundfunk. Unser Wagen ist umringt von den Kameraden. Dann kommt die Nachricht: Frankreichs Zusammenbruch ist besiegelt!

Langsam rollen die Wagen ab ins Quartier, wir sind nicht mehr müde, wir haben vergessen, daß wir Hunger haben, wir sind unendlich stolz.

Irgendwo in Südfrankreich senkt sich die Nacht. Über den Sieg eines Volkes und den Zusammenbruch einer Nation.

# Dreimal nach Frankreich

Zwar löscht der Krieg in seinen gewaltigen Spannungen den Einzelnen aus, in ihm hört das kleine Ich auf, im grauen Zug entscheidend zu sein, und dennoch ist es der Soldat, der in den Stunden der Ruhe den Kameraden fragt: Wer bist du? Wo kommst du her? Und dennoch ist es gerade der Soldat der ersten Linie, der plötzlich mit einer scheuen Bewegung ein Bild aus der Tasche zieht. Mein Kind, meine Frau, mein Mädel. Dann kramt er einen Brief hervor und liest dem anderen Sätze und Zeilen vor, die berichten, wie irgendwo in der Heimat Menschen sich sorgen und sich freuen. Und du hörst zu. Du mußt zuhören, denn dieses Kleine einer fremdgewordenen Welt faßt dich mit einem Male wie dein Eigenes, und du siehst ihn an und sagst ja. Darum darf ich es wagen, Kamerad, dir etwas von mir zu erzählen. Ich bin nicht mehr als du, und morgen oder übermorgen, wir wissen es nicht, hat uns der Wirbel auseinandergerissen.

Mein Bericht soll beginnen mit einem Abend aus den ersten Tagen des August im Jahre 1914. Mein Vater rückte ein zu seiner Kompanie, und wir trafen uns im Hause des Großvaters. Wir beide Jungen, die Mutter, der Vater und der Großvater. Der Große Krieg hatte begonnen. Fahnen, Lieder und Kolonnen füllten die Straßen. Kaum einer war, der sich selber fassen konnte. — Der Abend brach an, aber niemand rief uns zu Bett, und der Großvater begann zu erzählen vom Krieg, den er mitgefochten hatte, als die große Stunde des Zweiten Reiches begann. Ich weiß nicht mehr viel von dem, was er uns alles berichtete. Das Tagebuch seiner Erinnerungen ist mir jetzt nicht zur Hand, aber wir Buben saßen mit leuchtenden Augen zwischen den Männern. Wir konnten es nicht begreifen, daß die Mutter so still war, wenn wir in helles Gelächter ausbrachen und wenn der Vater sich manchmal mit einem langen Blick umsah.

Wir hatten den Großvater nie so gehört, nie davor und nie mehr danach. Wir verstanden auch nicht, was der Alte seinem Sohn in dieser Nacht erzählte, ohne daß wir es hören konnten. Der Großvater war Soldat, der Vater war es nun auch, und wir waren so jung, wie wir fast schmerzlich fühlten, zu jung. Sedan, Mars-la-Tour und dann von Paris, und dann der Sieg und die Heimkehr und die Fahnen. Ja, sie siegen, unsere Soldaten, sie kehren heim, und der Glanz und der Ruhm wird noch größer und noch gewaltiger sein als damals vor mehr als vierzig Jahren. Und der Vater wußte, daß der Sohn nicht anders sein würde als er. Wir schliefen die Nacht so fest und glücklich. Am anderen Morgen sah uns der Vater, der doch so froh am vergangenen Abend gewesen war, tief ernst an.

Die Mutter weinte. Dann ging er weg. Ich lief die Straße hinter ihm her. An der Ecke sah ich ihn noch einmal. Und dann nie wieder.

Der Korporal Rudolf Best war heimgekehrt aus dem Krieg der Einigung. Der Sohn fiel nach sechs Wochen, nachdem er seine Kompanie über Sedan hinausgeführt hatte.

Und dann kam ein Brief: Ich glaube, daß ich mir heute das Eiserne Kreuz verdient habe, aber von vierzig Mann, mit denen ich zum Sturm vorgegangen bin, sind nur sechs mit mir zurückgekommen.

Im Spätherbst 1914 wurde der Oberleutnant d. R. Konrad Best zu Grabe getragen. Sein EK. erhielt die Mutter. Er hat es nicht mehr gesehen. Der Korporal Rudolf Best starb wenige Wochen später. Den Krieg von siebzig hatte er heil überstanden. Den Ausgang des Weltkrieges erlebte er nicht mehr.

Wir Jungen hatten ein Erbe zu verwalten, das uns band.

Der Große Krieg wollte uns nicht. Er ging zu Ende, ehe wir reif wurden zur Waffe. Und er ging zu Ende, wie es keiner erwartet hatte, der Großvater nicht und nicht der Vater. Wir konnten nicht mehr nach Frankreich, aber nun kam Frankreich zu uns.

Lange Jahre hausten die Franzosen in jenem Haus, in dem wir in den ersten Tagen des August 1914 jenen Abend erlebt hatten, der unvergeßlich bleiben wird.

Wir wurden älter und der Zwang und der Druck in der Heimat unerträglich. Die Zeit eines verzweifelten Kampfes brach an. Wir waren keine Soldaten, wir wußten von Waffen nichts, aber wir wußten, daß wir uns jetzt zu wehren hatten, daß wir an unserem Teil das Erbe zu wahren hatten, mochte es kommen, wie es wollte, ein Kampf mußte aufgenommen werden, der eine müde, verratene Heimat retten sollte, der einen allmächtigen und siegestrunkenen Gegner treffen mußte. Wir stellten uns in der eigenen Heimat zum Kampf. Es war kein Handwerk für Soldaten, das, was geschah, mußte im Dunkeln geschehen. Plakate klebten am frühen Morgen, die den Franzosen verteufelt unangenehm waren, Schriften gingen von Haus zu Haus . . . und eines Tages wurde der Kampf noch härter, als die Eisenbahnen nicht mehr fuhren und die französischen Transporte mit jäher Detonation auf den Schienensträngen aufbäumten.

Frankreich stand mit seiner ganzen Macht am Rhein. Aber der Sieger war klein, er verstand den eigenen Sieg nicht mehr. Wir bekamen auch das zu spüren. Der Bruder wurde verhaftet. Haussuchung und Kriegsgericht. Es war kein Kampf der Soldaten. Es war ein Erwürgen.

Im Jahre 1940 fuhr ich nach Westen an die Front. Es waren wieder heiße Sommertage, die mich an den August von 1914 erinnerten. Mein Weg führte mich weit über die Kampffelder, auf denen der Korporal Rudolf Best gefochten hat, weit über Servon, wo der Oberleutnant Konrad Best die Todeswunde erhielt. Der dritte des Namens fuhr nach Paris, fuhr durch das Herz Frankreichs, fuhr den Siegeszug mit nach Süden. Und als ich die Feuertaufe empfing, waren meine Gedanken bei dem Vater, der gefallen war, und bei dem Großvater, der heimgekehrt war, und bei meinen beiden Jungen, die noch nicht verstehen, wie eng ihr Name mit dem Land im Westen verknüpft ist und ewig bleiben wird, solange ihn noch einer tragen kann. Und

in mir war die heiße Freude, daß ich zu denen gehören durfte, die den Weg in den Sieg gegangen sind, denn so, wie der Vater jetzt in seinen Söhnen gesiegt hat, so haben auch diese Söhne für ihre Kinder diesen herrlichen Sieg errungen. Die Söhne tragen den Namen des Vaters. „Denk an den", sagte der Bruder zu mir, als ich Abschied nahm. Konnte ich denn an etwas anderes denken . . .?

## Der Tod des Parlamentärs

Er fiel in einem der letzten Gefechte. In einer jener letzten Begegnungen, die fast wie groteske Zwischenspiele den Soldaten daran erinnerten, daß der Krieg noch nicht beendet war, obwohl sich in langen Tagen und weiten Räumen kein Gegner mehr sehen ließ. In einer Landschaft, deren Berge und Täler mehr für das Auge geschaffen schienen, als daß sie einen gewaltigen Gedanken der Natur offenbarten, hatte sich der Feind überraschend festgesetzt. Unklar blieb bis zur letzten Minute, wo er wirklich noch die Waffen erheben wollte und wo er sie streckte. Es konnte sein, daß eine Kompanie mit erhobenen Armen und waffenlos sich übergab, ein Maschinengewehrposten aber sich mit der Verbissenheit eines Verlorenen in einem Haus verschanzte. Sie hatten keine Führung mehr.

Sie waren Getriebene in einem unaufhaltsamen Strom. Der ganze Krieg war für sie vom ersten Tage an ohne Zukunft. Sie wollten aus dem unheimlich-unverständlichen Strom heraus in ihre gesicherte Vergangenheit. Der Widerstand gegen ihn ließ die Brandung nur höher schlagen. So erschien die Flucht in die Gefangenschaft für viele die geringste Herausforderung des unfaßbaren Geschehens. — —

An jenem Tage aber, von dem hier die Rede sein soll, stellte sich am Rande einer breiten Straße in einem gut ausgebauten Nest überraschend der Feind. Die Kompanie, die zum letzten Vorstoß am Ende des Tages auf ein lockendes Ziel eingesetzt war, erhielt unerwartet starkes Feuer

von vorn. Nach Tagen ohne Kampf erhob sich plötzlich die Stimme des Krieges, und die todbringenden Garben pfiffen über die glatte Bahn der Straße. Dieser Auftakt erhielt in schneller Folge eine gewichtige Instrumentation durch den Einsatz feindlicher Geschütze. War die Truppe auf den letzten Widerstand sich zurückziehender Armeen gestoßen, waren es wenige Verlorene, eine Nachhut nur oder eine kampfstarke Formation? —

Der Feind hatte die Kompanie gut in sein Feuer bekommen. Schon kurz nach den ersten Feuerstößen hallte der Ruf nach den Sanitätern von Gruppe zu Gruppe. Melder rasten im freien Schußfeld der Straße mit den todbringenden Kugeln um die Wette. Aber trotz der Überraschung entwickelte sich die Kompanie mit der zwangsläufigen Genauigkeit eines vorbedachten Einsatzes. Ungewiß blieb nur die weitere Entwicklung des Gefechtes. — Am Nachmittag des gleichen Tages waren zwei französische Offiziere als Gefangene beim Bataillonsstab eingeliefert worden, deren Aussagen bestätigten, daß der plötzlich aufgeflammte Widerstand keine planmäßige Kampfhandlung mehr sei. Sie selber hatten die Waffen niedergelegt, weil sie in den Tagen der Waffenstillstandsverhandlungen den Rest ihrer Truppen schonen wollten und weil sie als Offiziere wußten, daß ihr Einsatz auf verlorenem Posten nicht Heldentum sondern Wahnsinn gewesen wäre. So verstanden sie auch die Erklärungen des Bataillonskommandeurs, daß er diesen Widerstand mit allen Mitteln zu brechen gewillt sei, daß es aber vernünftiger wäre, den gegenüberliegenden Feind von der Sinnlosigkeit seines Verhaltens zu überzeugen und den Kampf einzustellen. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß er mit jeder Minute, die jetzt verstrich, stärkere Waffen heranführen und einsetzen würde. Die beiden Gefangenen begriffen den Ernst der Lage und sie waren um so leichter zu überzeugen, da sie ja selber schon aus der Hoffnungslosigkeit ihre Folgerungen gezogen hatten.

Der eine Kapitän erklärte sich bereit, als Parlamentär durch die Linien zu fahren und seine Kameraden von dem Stand der Lage in Kenntnis zu setzen. — Die Gruppen der

auseinandergezogenen Kompanie arbeiteten sich in voller Deckung vor. Der einzelne Mann konnte gar nichts von der Entwicklung der Kampfhandlung überblicken, da jedes Kopfrecken mit einem Feuerstoß der Gegenseite beantwortet wurde. Es war noch bei vollem Tageslicht wie ein Gefecht in dunkler Nacht. Nur Befehle und Zurufe aus Gräben und Deckungen klangen auf. Fast konnte es so vorkommen, als ob aus einem gewaltigen Lautsprecher ein Ansager mit nicht zu übertreffender Wirklichkeitskunst eine Kampfhandlung wiedergab. Und dennoch ergaben die Rufe, Befehle und Schreie ein geschlossenes Bild. Zwischen Artilleriefeuer, Maschinengewehrstößen, zwischen dem rasenden Takt der Motoren, auf denen die Meldefahrer und Sanitäter die freie Strecke überquerten, wurde es dennoch offenbar, daß ein Unterhändler vom Stab nach vorne fuhr. — Eine Zeit der Stille trat ein. Der Graben, der den Soldaten schützte, verriet nichts von dem Kommenden. Das Warten war schlimmer, weitaus schlimmer als das Feuer. Der Parlamentär war in einem Privatwagen in rasender Fahrt die Straße entlanggefahren. Die weiße Fahne schlug knatternd im Wind. Kommen sie jetzt drüben aus ihrem Nest? Ein rasendes Feuer setzte ein, dann ward es wieder still. Was war geschehen? — Die Zeit setzt aus, draußen beim Soldaten. Er sagt gestern, und es war vor acht Tagen, vor einem Monat. Er sagt eine Stunde, und der Uhrzeiger hat sich kaum fünf Minuten über das Zifferblatt bewegt. — Die Männer im Graben und hinter den Deckungen, die Gruppen, die weit auseinandergezogen über die Felder vorstießen, bekamen wieder Feuer. Der Wagen des Parlamentärs stand zerschossen wie ein Sieb auf der Straße. Der Kapitän lag tot neben dem Steuer. Er war gefallen im Feuer seiner eigenen Kameraden.

Noch ehe die Nacht hereinbrach, war das Ziel erreicht, das Nest ausgeräumt.

Den ersten Gefangenen am Abend dieses Tages wurde der Tod des Kapitäns vorgehalten. Sie hörten nicht ohne Erschütterung, daß ein französischer Offizier gewillt gewesen war, den nutzlosen Widerstand abzubrechen. Aber sie sagten übereinstimmend, daß dieser Mord am Kamera=

den das bittere Ergebnis des blinden Hasses gewesen wäre, der den Soldaten von jenen geflohenen Hetzern täglich eingeredet wurde, die sich angemaßt hatten, aus ihrer Unzulänglichkeit Weltgeschichte zu machen.

Und einer wandte sich ab und sagte still: Vielleicht war es ein braver Soldat.

## Besetztes Gebiet

Der graue Dezembermorgen wurde von dem Schmettern der Clairons zerissen. Was seit Tagen über den Städten und Dörfern des Rheinlands wie ein dumpfer, noch nicht faßbarer Traum schwebte, wurde fürchterliche Wirklichkeit. Noch immer stand das Bild der grauen Kolonnen des deutschen Feldheeres uns allen vor Augen, das in voller Ordnung mit den unbesiegten, aber schmählich betrogenen Fahnen vom Westen her in musterhafter Ordnung den Marsch in die Heimat angetreten hatte. Ernst waren die Blicke der Männer, stumm ihr Mund, als sie letzten Abschied nahmen. Konnten sie auf Wiedersehen sagen? Keiner wußte, was kam. Hinter den deutschen Armeen drängte der Feind. Feige Politiker, Spießer ohne Rückgrat, Händler hatten es übernommen, den Krieg zu liquidieren, wie man ein schlechtes Geschäft aufgibt, weil es unrentabel geworden war. Wer gab den Menschen in jenen Gebieten, die ein sinnloser Waffenstillstandsvertrag zu räumen vorschrieb, noch einen Glauben an die Zukunft? Der Himmel trug das Antlitz der deutschen Herzen, schwer und trüb, ohne Sonnenstrahl hing er über dem verlassenen und verratenen Land.

Die Sieger kamen. Aber ihr Einzug trug nicht das Gepräge der Macht. Sie kamen in dieses arme Land, als ob sie noch mitten im Kampfe mit einem gefährlichen Gegner ständen. Sie kamen mißtrauisch und sichernd, spähten die Straßen entlang und schauten in die teilnahmlosen Gesichter der wenigen Passanten. Sie waren sich ihres

Sieges selber so ungewiß, daß sie bei ihrem Vorstoß die Straßen des Rückzugs sich offen hielten. Denn jene Truppen, die die Vorhut der französischen Besatzungsarmeen bildeten, lagen vier Jahre lang den deutschen Armeen gegenüber, sie hatten die Schläge zu spüren bekommen, sie hatten den deutschen Soldaten kennen gelernt. Und jetzt sollten sie, die vier Jahre lang geschlagen worden waren, Sieger sein?

Sie mußten es sich selber einreden lassen, um es zu glauben. Aber als die Erinnerung an das Grauen des großen Krieges bei ihnen geschwunden war, als sie den geschenkten Sieg langsam selber zu glauben begannen, da richteten sie im Rheinland ihre ganze, erbarmungslose Macht auf. Sie, die die Armeen nicht schlagen konnten, schlugen eine wehrlose Bevölkerung, schlugen sie im wahrsten Sinne des Wortes. Kein Sieg ohne Gegner! Sie schufen sich den Gegner, den sie nicht mehr hatten, in dem einzelnen Deutschen. Sie erdachten Schikanen und erließen Gesetze, nur damit sie ihre Macht beweisen konnten. Und gaben dieser Macht, die sie nicht selber verdient hatten, das Gepräge einer billigen Theatervorstellung, in der die Wahrheit des Gefühls vom Auge her betrogen werden soll. Sie bezahlten Zuhälter, die beim Anblick der Trikolore „Vive la France!“ der Taxe gemäß schrieen. Sie ließen ihre farbigen Soldaten in Operettenuniformen durch die Straßen stolzieren und im Troß ihrer Armeen zogen die Damen der französischen Halbwelt mit frechem Lächeln in das deutsche Land.

Sie wollten mit allen Mitteln beweisen, daß sie die Söhne einer „großen Nation“ seien. Aber sie blieben den Beweis in den zwölf Jahren ihrer Herrschaft gründlich schuldig, denn sie benahmen sich wie Gemüsekrämer, die einen Prozeß gewonnen hatten und nun mit ihrem Urteilsspruch den Verurteilten auf die Knie zwangen.

Schon damals lernten wir erkennen, daß ihre Macht nur aus unserer Schwäche kam. Wohl war es im großen Spiel der Politik gelungen, dem gedemütigten Deutschland eine Regierung aufzuzwingen, deren Vertreter den Idealbildern westlicher Demokratien entsprachen. Sie glaubten daher, daß das ganze deutsche Volk, das Volk der besetzten

Gebiete nicht besser sei als die Händler in Berlin. Mit Franc und Peitsche gedachten sie die „autonome Rheinlandrepublik" aufzubauen. Sie täuschten sich. Der Widerstand flammte auf. Haß, besinnungsloser Haß tobte durch das Land. Albert Leo Schlageter fiel.

Sie haben Gewalt geübt, aber sie haben das deutsche Herz im Rheinland nicht erschlagen können. Und die Armeen der „großen Nation" zogen ab, als die Bankiers einen neuen Preis des Sieges ausgehandelt hatten. Die Trikolore wurde eingezogen, als die Schalter der Kassen sich füllten. Als sie vom Mast fiel, schrie das deutsche Volk. Es war ein Schrei der inneren Befreiung. Sie trugen ihre Fahne auf einem seidenen Kissen davon wie ein krankes Kind.

Da sie im großen Krieg trotz allem nicht gesiegt hatten, konnten sie den Sieg nie bewahren. Sie haben den Krieg von heute schon vor zwanzig Jahren verloren.

Wer kann die Gefühle eines Mannes aus dem Rheinland ermessen, der in den Junitagen 1940 in Paris einzog! Wer kann ermessen, was einen Kämpfer aus den Jahren 1923/24 bewegte, als er zum ersten Mal das Gebäude der „Sûreté nationale", das Gebäude der französischen Geheimpolizei betrat, die mit allen Mitteln ihrer Brutalität und Verschlagenheit versuchte, auch den letzten Rest nationalen Bewußtseins im Volk der besetzten Gebiete zu ersticken? Namen drängen sich, Szenen werden lebendig, Geschehnisse von einer fast unwirklichen Härte.

Wir stehen heute im Herzen Frankreichs, Paris ist besetztes Gebiet. Wie aber kamen wir?

Jede militärische Besetzung verlangt bestimmte Maßnahmen. Auch Paris muß sich gewisse Einschränkungen gefallen lassen, aber sind sie härter als die Verordnungen des Herrn Mandel, der noch vor wenigen Wochen hier regierte? Paris lebt weiter, wie es die letzten Jahre, die letzten Jahrzehnte verlebt hat. Der deutsche Sieger, der aber tatsächlich und aus ureigener Kraft die Schlachten im Westen geschlagen und gewonnen hat, vor dem es kein Halten, keinen Widerstand gab, der deutsche Sieger geht anders

durch die Hauptstadt seines Gegners, als es französische Machthaber noch vor zehn Jahren in den Städten des Rheinlands getan haben.

Wir brauchen keine Kulissen unseres Sieges, denn wir tragen das Bewußtsein unserer Kraft in uns selber, wir haben es bewiesen in den Wochen des Kampfes.

Um uns lebt Paris und wir betrachten es fast wie durch die Fenster eines großen Kaufhauses mit Interesse, aber ohne Anteilnahme. Wir kennen nicht den kleinlichen Haß, der von Mann zu Mann getragen wurde. Wir haben gesiegt, das genügt.

Und die anfangs leere Stadt füllt sich wieder, aus wenigen Hunderttausend, die wie ein verlorener Haufe in der Millionenstadt geblieben waren, werden täglich mehr. Aus dem Erstaunen der Franzosen ist schon längst eine nonchalante Geste geworden. Wir aber fragen uns manchmal: Wissen diese Menschen nicht mehr, was sie vor wenigen Jahren in unser Land getragen haben?

Wir aus dem Rheinland begreifen, warum Millionen vor uns geflohen waren, wir haben das Erstaunen über den deutschen Soldaten und seine Haltung als erste begriffen, denn uns hat man aus französischem Munde jahrelang das Wort „Revanche" entgegengebrüllt. Wir können dieses Wort nicht übersetzen, wir können es nicht übertragen.

Wir stehen hier als Soldaten, die einen Sieg erfochten haben und die diesen Sieg zu bewahren haben. Was schert uns das andere?

Sie aber fühlen ihre Niederlage nicht, weil der Sieg ein deutscher war. Nur wir, wir wissen, wie ein französischer Sieg unsere Heimat vernichtet haben würde.

Wir gehen stumm durch die heiteren Straßen von Paris ohne Reitpeitschen in den Stiefelschäften und denken an die Heimat.

## Die Stimme Adolf Hitlers hallte durch die französische Kammer

Die Deputiertenkammer von Paris füllt sich zu einer feierlichen Sitzung. Aber zum ersten Male in der Geschichte dieses Hauses erscheinen in dem Halbrund des Sitzungssaales Männer, die niemals vorher den Werdegang eines französischen Abgeordneten durch alle Ränke der demokratischen Politik zurückgelegt haben. Das Weinrot der Bänke, auf denen vor wenigen Wochen in ihrer letzten Sitzung die französischen Volksvertreter gesessen haben, verschwindet hinter dem Grau der deutschen Uniformen.

Am 19. Juli 1940 hören die Offiziere und Soldaten der deutschen Truppenteile in und um Paris im französischen Abgeordnetenhaus die Rede des Führers, die Rede Adolf Hitlers. Nur an wenigen Stellen unterbrechen andere Farben das einheitliche Grau. Hier ist das Blau der Marine, dort die Uniform eines Amtsleiters der NSV, und wieder an einem anderen Platz leuchten hell die Häubchen deutscher Krankenschwestern, die im Frontdienst der Truppe gestanden haben. Ueber die Rednertribüne breitet sich die Fahne des großdeutschen Reiches.

Wir warten auf die Stimme des Führers, auf die Stimme des Mannes, der als einziger berechtigt ist, in dieser Stunde zu seinem Volk und darüber hinaus zu allen Völkern der Erde zu sprechen. „Um dem deutschen Volke Einsicht in die weltgeschichtlichen Ereignisse der letzten Monate zu geben . . ." Die Worte Adolf Hitlers hallen durch die französische Kammer. Das Datum der letzten Kammersitzung leuchtet im Halbdunkel des Tribünenschattens auf: 16 Mai 1940. Genau dort, wo der Bankier der Plutokratie, Herr Paul Reynaud, vor wenigen Wochen sich Generalvollmachten erteilen ließ, genau von derselben Stelle ertönt die Stimme des Führers. Dachte Herr Rey-

naud wirklich, daß die Generalvollmachten der Deputiertenkammer aus einem kleinen Händler einen großen Staatsmann machen könnten? Er spielte das Theater der demokratischen Komödie bis zum tragischen Ende Frankreichs, während die geschlagenen Armeen schon haltlos zurückfluteten, während die Elendszüge der Flüchtlinge die Straßen verstopften und Jud Mandels Schergen die „Ideale" der Guillotine wieder in die Praxis der französischen Politik einführten. Hat dieses Haus wirklich einmal in seiner langen Geschichte eine Stimme von einer derartigen unbestechlichen Wahrhaftigkeit gehört wie die Stimme des Führers an diesem Abend? Hat einer der abertausend Redner, die alle Register gallischen Witzes in diesem Hause zogen, jemals gesprochen, um dem französischen Volk „Einblick" in Geschehnisse zu geben, die wirklich Geschichte für dieses Volk bedeuteten?

Ich drehe langsam die Karte des Herrn Burtin in meinen Händen, des Deputierten von Saone und Loire, und denke daran, daß mein Regiment vor wenigen Wochen den Übergang über die Loire erzwang.

Der Führer spricht. Adolf Hitler gibt den Bericht von diesem Feldzug. Und in der Deputiertenkammer zu Paris sitzen die Männer, die diesen Feldzug mitgemacht, die diesen Sieg unter seiner Führung errungen haben.

Vor wenigen Minuten ist noch ein junger Oberleutnant mit dem Ritterkreuz an mir vorbeigegangen, mit strahlenden Augen. Jetzt spricht der siegreiche Feldherr. In diesem Hause hat einst Clemenceau seine Haßtiraden gesprochen. Jener Clemenceau, der niemals aus der Hörigkeit seiner jüdischen Geldgeber freikam. In diesem Haus hat ein Parlament von Hohlköpfen den angeblichen Sieg über die deutsche Armee des großen Krieges gefeiert. In diesem Haus ertönt nun die Stimme Adolf Hitlers. Er kennt keinen Haß, denn er war Soldat. Er kennt keine billigen Worte. Aber er kennt Dankbarkeit. Dankbarkeit ist ein undemokratischer Begriff, ebenso wie Verantwortung. Der Führer dankt seinen Helfern zum Sieg, er dankt seinen Soldaten. Die Ernennung des Reichsmarschalls Göring

löst jubelnden Beifall aus, die Ernennung der neuen Marschälle von Deutschland erfüllt die Herzen der Soldaten mit einem unbändigen Stolz.

Die Stimme Adolf Hitlers nimmt nun eine jähe Wendung. Er spricht von dem, was kommt. Die Soldaten alle, die hier den Bericht des Sieges und den Dank des Feldherrn mit leuchtenden Augen hören, diese Soldaten brechen in Jubel ohne Ende aus, als der Führer von den kommenden Ereignissen spricht. Die Spannung der Erwartung ist gebrochen. Es ist wie einst, als der Führer rief: „Der Kampf geht weiter!" Jetzt ist nichts mehr in diesem Hause von dem Geist von einst. Jetzt ist alles gepackt, denn jetzt kommt die Parole für morgen. Hier ist nicht mehr das Forum demokratischer Beredsamkeit, hier ist jetzt ein Appell. Die Anklagen gegen den einzigen Gegner, der blieb, gehen unter in dem Beifall der Soldaten.

Wir treten an, mein Führer, jetzt, immer, wann Du befiehlst. Und von dort, wo gallischer Witz, westliche Eitelkeit, Bestechlichkeit und Lüge ihre rednerischen Orgien gefeiert haben, klingt jetzt der Dank des Führers an die Toten dieses Krieges auf, der Dank des Mannes, der Kamerad dem Letzten seines Volkes ist. Nichts wird mehr Klang haben, was in diesem Hause vielleicht später noch einmal gesprochen wird, nach dem 19. Juli 1940.

## Die Insel

Wir waren aus dem Bereich des Krieges herausgetreten, denn wir suchten jetzt in den Tagen der Ruhe nach den tieferen, den inneren Gründen des französischen Zusammenbruchs. In uns erfüllt sich fast schicksalhaft der Zwang grüblerischen deutschen Wesens, die geistig-seelischen Zusammenhänge zu erkennen, die uns in den Wochen des Kampfes aus naheliegenden Gründen höchst gleichgültig waren. Nun erlebten wir Paris. Aber wir konnten keine Antwort hören auf unsere Fragen weder unter dem

Triumphbogen noch am Grab des Unbekannten Soldaten. Der Invalidendom schwieg vor uns. Wir begriffen nur das eine in dieser seltsamen Stadt:

**Nie hat ein Volk vor sich selbst seine Geschichtsepochen so endgültig abgeschlossen, nie ward das Lebendige so sehr zum Denkmal seiner selbst wie hier. Weil zwischen den Steinen der Vergangenheit und dem Ruf des Tages keine Brücke führt, steigert sich dieses Paris in einen Rausch des Lebens, das kein Leben mehr ist. Das billige Bild und der abgedroschene Vergleich vom Mückentanz und Falterspiel hat in dieser Stadt tatsächlich seine Berechtigung.**

Weil uns aber diese Haltung so fremd war und so unverständlich, weil unsere Heimat noch heute von den Kriegen Napoleons, von den Siegen des Einigungskrieges und gerade jetzt mit eindringlichster Gewalt von den Schlachten des Weltkrieges spricht, wollten wir hinter diesem Taumel ein anderes Frankreich suchen.

Da der Franzose es liebt, sein Wesen, das im Lebendigen so schillernd ist, im Stein zu bannen und in der Härte des Steines die Unsterblichkeit und Ewigkeit sich zu sichern, wählten wir den Weg zu Auguste Rodin, dem letzten großen Bildhauer Frankreichs. Wir schritten von Werk zu Werk und erhitzten uns in heftiger Zwiesprache, weil wir Antworten suchten, die auch Rodin uns nicht mehr geben konnte, weil wir diese Antworten in seine Werke trugen und die ausbrechenden Formen Rodins durchdringen wollten, um hinter ihnen die Erfüllung zu sehen. Wir schieden zwiespältig aus dem Hotel Biron, weil wir die Achtung dem gewaltigen Könner nicht versagen konnten, ohne die Erfüllung für sein Volk darin gefunden zu haben. Denn hinter der aufgereckten Ekstase seiner „Verteidigung“ standen die zerbrochenen Gestalten der „Bürger von Calais“, das süße Spiel des „Kusses“ hob sich auf in der genialen Provokation des „Balzac“.

**Wir spürten wohl noch die ungeheure Dynamik, fühlten zum Teil unbewußt die gewaltigen Spannungen, aber auch hier schien es uns der Ausdruck eines Endes zu sein, das ohne Zukunft war. Michelangelos Name tauchte auf, aber**

**wer wagte weiter zu vergleichen, wenn man die Jahrhunderte verglich und ihre Völker? Unbefriedigt schieden wir von Rodin.**

In dieser Stimmung begegneten wir in dem gewaltigen Kuppelsaal der französischen Nationalbibliothek dem Gelehrten W., der unseren Besuch erwartete. Er hatte — was hätte er auch für die ersten Minuten des Zusammentreffens anderes tun sollen — vor sich die Bücher gebreitet, die er in ernster Arbeit seines Schaffens geschrieben hatte. Zuoberst das Fragment: Die noch unvollendete Bibliographie der Französischen Revolution. Schnell formt sich das Gespräch. Der Franzose spricht ein langsames Deutsch, er hat Deutschland nie besucht, aber er spricht die Sprache dieses Landes, weil man, wie er sagt, nicht Wissenschaftler sein kann, ohne Deutsch zu verstehen und zu sprechen. Aber wir sehen, daß er alles sich vorher übersetzt, daß er mit Sorgfalt Gedanke und Aussage überträgt. Nur dort, wo er uns etwas ganz Französisches sagen will, spricht er seine Sprache.

Während der Unterhaltung suche ich das Gesicht des Franzosen zu erforschen. Es ist schmal und gut geschnitten. Das Minenspiel spannt sich zwischen jähem Erkennen und schnellem Verbergen. Auch die Hände sprechen mit, während sie leise zittern.

Dieser Mann hat so gar nichts vom Typ des teilnahmlosen Poilu, nichts von der verbrüderungsseligen Haltung des erschrockenen Kleinbürgers und nichts von der Nonchalance des Boulevard-Parisers. Er vertritt ein Frankreich, das sich uns weder an der Front noch in der offenen Sicht von Paris gezeigt hat.

Von seinem Werk, das noch unvollendet ist, spinnt sich das Gespräch schnell in die Gegenwart. Er kennt die Französische Revolution, die die Welt die große nennt. Wir haben die deutsche Revolution gestalten helfen und erlebt.

Während wir die umfangreichen Bände seiner Bibliographie durchblättern, fällt das Wort, daß die Französische Revolution durch Literaten und Schriftsteller gemacht und zerredet wurde. Es war die Revolution des Bürgers, die nicht fertig wurde, meinte der Franzose. Unsere Revolution

hat keine „literarische Inflation" hervorgerufen, denn sie wurde nicht von Literaten gemacht, und nicht von Intellektuellen gedeutet, sie wurde von einem Mann geführt, der die Tat in den Mittelpunkt seines Denkens stellte und der aus der Tat die Gefolgschaft sammelte.

Das große Programm der drei Worte, „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" ist zusammengebrochen. Wir versuchen, dem Erforscher der Französischen Revolution die neuen Werte dieser Worte zu erklären.

Die Bücher von Alfred Rosenberg und Dr. Goebbels liegen auf dem Schreibtisch des Gelehrten. Er hat sie nicht nur als Bibliothekar gelesen, er hat nicht nur Kenntnis genommen, er sucht für sein Land und für sein Volk darin. Und so kam die Frage auf, die uns bewegt und ihn: Was wird aus Frankreich? Wir sprechen hart mit ihm, wir wollen zur Wahrheit, denn hier muß einmal die Maske der Liebenswürdigkeit abgenommen werden, die uns gerade in Paris immer wieder die Einsicht in die Tiefe verbirgt. Wir haben den Zusammenbruch Frankreichs erlebt, wir haben ihn in aller Brutalität auf den Landstraßen gesehen, wir haben ihn in einer neuen Form in Paris vorgefunden, in jenem Paris, das trotz allem doch Frankreich ist. Hier steht nun ein Mann, der sich Hüter des französischen Geistes nennt, jenes Geistes, der mit dem Leben Frankreichs so unlöslich verbunden ist wie das Gemüt mit dem Wesen des deutschen Volkes.

„Was Sie gesehen haben, meine Herren, ist nicht Frankreich, es ist es nicht, wie es Paris Ihnen zeigt. Sie dürfen es nicht abmessen an seinem Parlamentarismus, an seinen Politikern, die Schiffbruch gelitten haben, an seinen gefälligen Frauen." Er wendet sich mit einer Geste an die Kolonnen der Bücher, die das hohe Rund des gewaltigen Saales füllen.

**„Hier ist eine Insel des wahren Frankreichs. Und es gibt noch mehr dieser Inseln!"**

Die Muskeln seines Gesichtes haben den Mund schmal zusammengepreßt. Nun horchen wir auf. Hier haben wir einen Mann gefunden, der uns in diesen Tagen ein Frank-

reich entgegenhält, das nichts zu tun haben soll mit dem Ausverkauf der Demokratie, der sich rings um uns überall sichtbar für jeden vollzieht.

Wir stellen ihm unsere Zweifel entgegen und drücken sie absichtlich scharf aus, denn sie sollen die Diskussion hochtreiben. Der Sprecher soll das Ausmaß seiner Insel vor uns abmessen.

Der Franzose wehrt ab. Sein Leben verläuft zwischen der Ruhe seiner Wohnung und dem gedämpften Ton der großen Bibliothek. Aber schon wird uns manches offenbar. Wir hatten sein Werk über „Thomas Münzer" in die Hand genommen und aus wenigen Zeilen erlesen, daß nicht nur ein Forscher diesen und andere Bände schrieb, sondern daß seine Sprache die eines Dichters ist. Wie groß ist das Echo dieses Inselbewohners?

**„Wenn dieses Buch", sagt er, „fünfhundert Exemplare Auflage erreicht, dann bin ich schon zufrieden."**

Ohne daß wir es sagen, beginnen wir zu begreifen, daß diese Insel für deutsche Begriffe geradezu lächerlich ist. Aber während die Stimme des Schließers die Arbeitszeit abruft, wird unser Gespräch wieder politischer. Denn auch dieser Gelehrte kann nicht sein ohne ein Land und ein Volk um sich, oder er wird zu einem Artisten der Erkenntnis.

Wir spüren genau, daß wir es um vieles leichter haben als er, daß es uns keine Mühe kostet, Argumente zu bringen und Perspektiven zu eröffnen, nicht weil wir als Sieger vor dem Besiegten stehen, sondern weil wir ohne Hoffnungen und Konstruktionen sagen können: Bei uns ist es so drüben in Deutschland. Und wenn wir von Deutschland erzählen, dann saugt sich der Blick dieses Mannes an uns fest, ich denke, genau so muß er lesen können, wie er uns jetzt anschaut. „Seit 1936 wurden keine politischen Bücher mehr aus Deutschland bezogen", fast will er sich mit diesem Wort entschuldigen.

„Auch das ist ein Grund, warum Sie den Krieg verloren haben!" Aber wir brauchen es nicht zu sagen, er weiß es wie wir, daß es nicht die Bücher allein sind, aus dem das Schicksal eines Volkes geformt wird.

Aber er selbst begreift nicht mehr, daß wir Deutsche, die wir vor ihm stehen, Soldaten, Politiker, Künstler, Wissenschaftler sind und Familienväter mit zwei, drei und mehr Kindern, weil er seinen Weg entschieden zwischen der Frau und der Arbeit und den Weg der Arbeit, der Selbsterfüllung gewählt hat.

**„Eine gute Frau ist ein so großes Glück, daß man kein anderes daneben mehr sucht."**

Wir sagen ihm: „Unsere Frauen haben diesen Krieg gewonnen, denn dieser Krieg war für jeden von uns sein persönlicher Krieg, weil wir unsere Arbeit, aber noch mehr unsere Frauen und Kinder zu verteidigen hatten". Der Mann, der im Nichts der Repräsentant seines Volkes ist, spürt es in diesem Augenblick, wie schwach die Vitalität Frankreichs geworden sein muß, wenn es sich selber vor die Entscheidung stellt: Frauen oder Arbeit?

Was bleibt von seiner Insel, wenn die Arbeit dieses Mannes schon Erfüllung verheißt in Büchern, aber keiner mehr aus dem eigenen Blut Idee und Ziel weiterträgt?

Es will uns scheinen, daß der Franzose vor uns langsam zu verstehen beginnt, wie sehr private Entscheidungen und politisches Schicksal, wie sehr der Einzelne und das ganze ineinander verwoben sind, wie sehr unsere Revolution aus den Tiefen des Lebens hervorbricht und der Begriff der Totalität nichts mit einem System zu tun hat, sondern geboren wurde aus einer Haltung, die ganz im Deutschen verwurzelt ist.

Er sagt: Frankreich muß leiden, denn Deutschland ist durch das Leid der vergangenen Jahrzehnte innerlich einig und groß geworden.

Wir müssen ihm also antworten: Es wird keinen Vergleich geben zwischen dem deutschen Aufstieg im Nationalsozialismus und Ihren Hoffnungen. Es wird von uns nichts geschehen, um die innere Struktur Frankreichs zu verwandeln. Unsere Maßnahmen beschränken sich auf das notwendige Maß an Sicherheiten, das eine Entwicklung, wie sie bisher war, einfach unmöglich macht. Wir sind so sehr Nationalsozialisten, so sehr besessen von der Eigenständigkeit

des Völkischen, daß wir nichts in Frankreich tun werden, um vielleicht unsere „erfolgreichen Rezepte“ nun auch in Frankreich zu versuchen. Wir stehen hier nur als Soldaten, als Sieger, deren Weltanschauung die bessere und damit die stärkere war. Frankreich wird geistig und seelisch nicht von uns geführt, es wurde von uns besiegt, weil es den Krieg gewollt hat. Jetzt soll es selbst sehen, wie es mit seinen Problemen fertig wird.

Wir sind keine Weltverbesserer, wir sind nicht das Schicksal Frankreichs. Ob es morgen und in Zukunft noch ein Frankreich geben wird oder nicht, liegt bei ihm selber, nur bei ihm!

Hat ein Sieger jemals eine edlere Großmut geübt an dem Besiegten, als Deutschland 1940 an Frankreich?

Wir sehen die tiefe Erregung des Franzosen. Er findet schwer noch die Worte, aber wir müssen es sagen, denn er hütet seine Insel. Bricht das hierher Gerettete jetzt auch noch zusammen?

Als wir uns verabschieden, sagt er noch einmal: „*Das hier ist meine Welt, ich verstehe nichts vom Leben draußen.*“

Die stille Stunde im Kuppelraum der französischen Nationalbibliothek hat uns bei diesem Gespräch mit dem ernsten kinderlosen Gelehrten wie kaum etwas vorher den Blick für unsere eigene Größe und Kraft geweitet. Wir haben die Antwort gefunden, die wir suchten. Sehr einfach ist die Bilanz:

**Der Gelehrte W. hat unseren allgemeinen Eindruck nur bestätigt. Auch seine persönliche Existenz kann an den Tatsachen nichts ändern. Er selbst verkörpert die vielgepriesene Ausnahme von der Regel. Diese Ausnahme aber ist schwach.**

# Wir haben euch gefunden

Auf der Fahrt von Paris nach Verdun haben die alten Soldaten still auf die jungen gesehen. Sie schwiegen, aber auf ihren Gesichtern stand das Einmalige dieses Erlebens geschrieben. Sie fuhren jetzt die gleiche Straße, auf der damals der Franzose seine letzten Reserven vorgeworfen hatte, auf der die Munitionskolonnen der Allierten vorpreschten zu der bedrohten Festung Verdun. Douaumont und Fort Vaux waren gefallen, aber Verdun hielt stand. Im Blutopfer der Hunderttausend zerbrach der Angriff. Über der Mondlandschaft der Argonnen lag das Grauen.

**Verdun wurde ein Begriff. Auf beiden Seiten der Front. Hier hatte der Weltkrieg seinen Höhepunkt gefunden, hier war das letzte an Soldatentum verlangt worden. Hier wurde ein Mythus des Krieges geboren, der über Jahrzehnte das Denken beherrschte, der zu der Erinnerung an den Weltkrieg wurde, wenn sich die alten Soldaten trafen.**

Aber als die Fronten sich von einander lösten, als der große Kampf zum unerwarteten Abschluß gekommen war, da hat Verdun in zwei Völkern dieses Erlebnis zu Folgerungen geformt, deren Ergebnis der Sieg von 1940 wurde. Nicht umsonst steht im Schatten von Douaumont das Denkmal Maginots. Das unbesiegte Verdun wurde zum Unbesiegbaren schlechthin. Und Frankreich hat die Kontribution des Sieges in dem gigantischen Maulwurfswerk seiner Maginotlinie angelegt, damit ein ins Riesenhafte vergrößertes Verdun für immer den französischen Sieg garantieren sollte. Und die französischen Strategen sprachen immer wieder von einem neuen Verdun, das den deutschen Armeen da und dort bereitet werden sollte. Den Eisenberg von Douaumont aber krönten sie mit einem Leuchtturm, damit auch nicht eine Stunde der Nacht den Ruhm von Verdun verdunkeln könnte.

**Heute fahren die deutschen Truppen durch die schnell zerbrochenen Trümmer dieser Siegesgarantie aus Stahl und Beton. Unter den jungen sitzen die alten Soldaten, die einst vor Douaumont lagen, vor Vaux und Verdun. „Waren wir schlechter?" — „Sind wir nicht bessere Soldaten?" Stellt wirklich einer aus der ganzen Armee diese Frage, einer der Alten und einer der Jungen?**

„Nein!"

Heute führen breite Autostraßen zu den Forts vor Verdun. Die Natur hat die Trichterfelder von einst mit grünem Buschwerk überzogen, und über die Gipfel des Argonner Waldes singt der Wind seine ewige Melodie. Die Sommersonne setzt in das satte Grün ihre Lichter.

Aber plötzlich weitet sich ein Gräberfeld vor dem Blick. Einer fängt an zu zählen: Kompanien, nein Bataillone — es sind Regimenter. Plötzlich stößt der Fuß an ein Stück verrostetes Eisen. Ein Stahlhelm rollt in das Gebüsch.

Plötzlich ist alles verschwunden, was eine geschäftstüchtige Fremdenindustrie an Pietätlosigkeiten in dieses Schlachtfeld gesetzt hat, was Haß und Ruhmsucht hier dokumentieren wollten, plötzlich reckt sich unter dem lebendigen Grün noch einmal das grausige Antlitz des Krieges unserer Väter empor.

Auf einer Panzerkuppel sitzen zwei junge Soldaten. Der Atem des einen geht schwer und stoßweise. Ich vernehme die stillen Worte: „Mein Vater — dort unten begraben —." Und der andere antwortet: „Mein Vater liegt auch hier irgendwo."

Und ein Graukopf, die Ehrenzeichen des Weltkriegs auf der Brust: „Und dann von Trichter zu Trichter."

Und ein dritter: „Vergeßt nicht: das Gas."

Für Minuten erlischt die Sonne, für Minuten ziehen schwere Schwaden über den aufgewühlten Boden. „Ja, ja, das Gas!"

**Und einer geht still die endlosen Gräberreihen entlang, als suche er jemanden, als müßte er jetzt an dieser Stelle**

einem Toten aus bewegtem Herzen gestehen: „Vater, wir kommen nicht als Sieger zu euren Gräbern. Vater, wir danken euch den Sieg, wir haben die Fahnen wieder aufgerichtet. Du kannst jetzt ruhig schlafen, Vater, wir haben euch gefunden!“

Und wie Verliebte nach einem Rendez-vous haben junge Soldaten in den Stahl einer Panzerkuppel ihre Namen eingetragen mit dem Tag, da sie als erste auf diesen Höhen standen.

Frankreich hatte nichts gelernt von Verdun, aber wir haben auf den Höhen des Argonner Waldes erfahren, daß unser Sieg aus diesen Gräbern aufgestiegen ist. Der deutsche Soldat hat in den furchtbaren Materialschlachten um diese Festung, hat im tagelangen Trommelfeuer und in der Hölle des Gaskrieges nicht den Mythus der Sicherheit gefunden wie der Franzose, er hat den Mythus des Kämpfertums, des Einzelkämpfertums, des unbedingten Mannestums aufstehen sehen.

Der Soldat liebt das Wort Held und Heldentum nicht, wenn es auf ihn selber angewandt wird, aber er, der für sich damit so sparsam ist, vergibt es gern dem anderen.

Von den jungen Soldaten, die an jenem Sommernachmittag auf den Höhen von Verdun standen, hat jeder der Generation seiner Väter den Titel des Heldentums verliehen aus einer tiefen Erschütterung heraus.

Und wieviel schwerer hatten es die Väter, die nicht unter einer Führung, die nicht unter einem Ziel diesen Kampf durchstehen mußten!

Sie mußten durch den Tod gehen, um gemeinsam zu werden, wir aber gehen ins Leben, um dieser Gemeinsamkeit willen.

Wieviel schwerer muß es damals gewesen sein, zu sterben! Und wieviel mehr Opfer hat damals der Tod verlangt!

Keiner von ihnen wußte, was wird. Und jeder trat an.

Wir gingen durch die gewaltige Totenhalle von Douaumont, aber auch dieses Denkmal blieb uns fremd und unverständlich. Es setzte für sie ein Ende, wo für uns ein Anfang war.

Als wir weiter fuhren durch den Argonner Wald, wollte mir ein Erlebnis nicht mehr aus dem Kopf. Wir spielten vor Jahren „Die endlose Straße" von Graff, und ich hatte in diesem Spiel einen alten Frontsoldaten darzustellen. Zum ersten Male zog ich die feldgraue Uniform an, zum ersten Male umfing mich im Spiel die Atmosphäre der Front. Als wir uns auf dem Bühnenstroh betteten mit dem Lied vom Argonner Wald, da brannte plötzlich eine heiße Sehnsucht in mir auf nach dem Erlebnis dieser Gemeinschaft.

**Man fühlte sich ausgeschlossen von der grauen Schicksalsgemeinschaft der Soldaten. Keiner wollte die Kluft, keiner hatte sie aufgerissen, aber sie schien zwischen die Generationen zu wachsen. Als wüßten sie mehr vom Leben als wir Jungen, und wenn sie einmal stürben, dann verliert Deutschland mit ihnen etwas Unwiederbringliches. Ein heiliger Neid fraß an uns.**

**Und dann kam dieser Krieg und dieser Sieg. Jetzt tragen wir alle die gleiche Uniform, jetzt sind wir auf ihre Schultern gestiegen, und jetzt stehen wir vor ihren Gräbern!**

**„Für euch!" sagen sie!**

**„Für euch!" sagen wir!**

**Aber nichts Fremdes steht mehr zwischen den Generationen, die Kluft ist verschwunden, und die Sehnsucht ist gestillt.**

Wir fuhren von den Gräberfeldern vor Verdun zur Heimat.

Hinter dem Abendrot aber stand das Wort des Führers in den Himmel geschrieben: Und ihr habt doch gesiegt!

# Das Vorfeld

Der Franzose liebt das Schauspiel der Gefühle. Und er versteht es, diesem Schauspiel einen eindrucksvollen Rahmen zu geben, er weiß, daß der Eindruck im Wechselspiel des Alltags wichtiger ist als die Erkenntnisse des Hintergrundes, er weiß, daß die Oberfläche von allen gesehen wird. So wie Frankreich das Vaterland des Impressionismus in der Kunst ist, ist es das Heimatland einer impressionistischen Politik, die überall da Erfolg hatte, wo der Wille zur Tiefe fehlte. Der Versailler Vertrag hat das zur Genüge gelehrt. Das Kulissenwerk französischer Impressionen wurde zur „ewigen Grundlage des Friedens". Zwangsläufig mußte der Versailler Vertrag an den deutschen Tatsachen zerbrechen.

Auf der „Place de la Concorde"" zu Paris steht das trauernde Straßburg. Frankreich hat dieses Denkmal nach dem Kriege 1870 errichtet, Frankreich hat von 1870 bis 1918 einen Kult aufgezogen um die „verlorenen Provinzen", Frankreich hat diesen nie zurückeroberten Provinzen 1918/19 rauschende Befreiungsfeiern geliefert. Es hat den „heimgekehrten" Elsässern und Lothringern Denkmäler errichtet.

Damit war das Schauspiel der französischen Gefühle zu Ende. Wir fahren heute durch das Elsaß, wir sehen mit offenen Augen Lothringen vor uns liegen umd stellen die Frage: Was hat Frankreich für diese Provinzen getan? Hat Frankreich ein Land „französischen Herzbluts", das es schwer vermißte, in die Heimat zurückgeführt? Hat Frankreich die Tränen des trauernden Straßburg wirklich getrocknet?

Die Antwort auf diese Frage birgt eine historische Entscheidung in sich, sie birgt — politisch gesehen — die Entscheidung der tatsächlichen Zugehörigkeit in sich, die ja für

den Franzosen nicht völkisch, sondern staatlich-räumlich gefällt wird, da ihm das völkische Denken unverständlich bleibt.

Frankreichs Anspruch auf Elsaß und Lothringen ist, auch geschichtlich gesehen, allein aus seinem militärischen Expansionsdrang erwachsen. Im Westen begrenzt der Atlantik das Land, im Süden die Pyrenäen und das Mittelmeer. Diese Grenzen beschränken aber nicht nur, sie sichern auch. Allein im Osten öffnet sich für Frankreich der kontinentale Raum. England hat Frankreichs Nordostgrenze im 19. Jahrhundert neutralisiert und damit dem Sicherheitsbedürfnis der Franzosen Genüge getan. Mag die Bescheidung für Frankreich schmerzlich gewesen sein, die Sicherung einerseits und die kulturelle Beeinflussung Belgiens andererseits haben den Irredentismus der Wallonie in erträglichen Grenzen gehalten.

Für Deutschland war die Rückkehr des Elsaß und Lothringens zum Reich nach dem Kriege 1870 eine Selbstverständlichkeit, denn hier wurde uralter Reichsboden, hier wurde ein urdeutsches Volk nach dem Sieg heimgeholt. Mit dem Frankfurter Frieden wurde aber zum ersten Male nach der Schaffung der neuen Reichseinheit eine Grenze zwischen Frankreich und Deutschland gezogen, die tatsächlich den natürlichen Verhältnissen entsprach und Deutsche und Franzosen Nachbarn werden ließ.

Für Deutschland waren damit die Grenzen geschlossen, Frankreich aber hielt sie fünfzig Jahre offen in seinem Revanchegedanken. Frankreich baute ein Schauspiel der Gefühle auf, Frankreich begrenzte die Geschichte auf den Raum des Raubes durch den vierzehnten Ludwig bis zum Frankfurter Frieden. Frankreichs Impressionen von „seinen" östlichen Provinzen gewannen die Welt, während Deutschland das Elsaß und Lothringen einbezog in den Kreis seiner staatlichen Ordnung und in diesen Ländern schaltete mit der Selbstverständlichkeit des rechtmäßigen Besitzers.

Nach 1918 gewann Frankreich wieder die deutschen Reichslande. Es hatte vor der Geschichte, wie man damals

glaubte, den glänzenden Aktschluß gewonnen im Schauspiel seiner Gefühle.

Frankreich? Es ließ auf der „Place de la Concorde" Straßburg weiter trauern! Und nicht nur dort!

„Ich will es offen sagen", sagte der grauhaarige Lothringer vor uns, „wir waren 1918 sehr gespannt auf das, was Frankreich uns bieten würde. Ich war deutscher Soldat von 1914—18, ich weiß also, wie es bei den Deutschen war, ich weiß, wie der Deutsche im Kriege sich verhalten hat. Nun hörten wir, daß Frankreich als hochzivilisiertes Land, wie man sagt, alles verurteilt, was die Deutschen gemacht hatten. Nun waren wir gespannt auf die Zivilisation, wie fein die Franzosen sein mußten und so."

„Und dann?"

Der alte Lothringer lächelt. Er sieht sich um. Wir stehen in einem zerschossenen Ort. Hinter den Häuserruinen dehnen sich endlose Steppenfelder. Dazwischen Stacheldraht und Bunker.

Frankreich hat diese Provinzen nicht heimgeführt, es hat das Vorfeld gesucht für die künftigen Kriege.

„Drüben in Frankreich", erzählen die Männer weiter, „waren wir doch immer nur die Boches".

Das sagen die Evakuierten, die in ein namenloses Elend geführt wurden, das sagen die Arbeiter, die als Arbeiter zweiter Klasse in die Gruben gesteckt wurden, das sagen die Soldaten, denen man zum Teil die Waffen wieder abnahm, weil sie Elsässer waren.

Es war Frankreichs größte und erbärmlichste Lüge nach dem Krieg 1870, wenn es sich mit Trauer umhängte für die verlorenen Provinzen. Elsaß und Lothringen waren für Frankreich der Sicherungsgürtel, waren das Vorfeld aller Kriege mit Deutschland. Foch wollte noch weitergehen, er wollte dazu das ganze Rheinland haben.

Es ist eine Fahrt aus der Zeit, diese Fahrt über die toten Äcker des lothringischen Landes. So muß Europa ausgesehen haben, als sich die Gletscher zurückzogen aus der Tiefebene und die Sonne Gewalt bekam über das Land.

Wild wuchernde Gräser, entartetes Korn, versumpfte Äcker. Dazwischen Wälder, über die ein Wirbelwind hingegangen zu sein scheint.

Dazwischen die Bunkerlinien, dazwischen Gräben, Drahtverhaue.

„Wir wußten seit Jahren", sagen die Männer hier, „daß unser Land wieder Kriegsgebiet werden würde".

Nicht allein die Bunker und Tankfallen verraten das, das ganze Land zeigt es an. Nichts hat Frankreich getan, um Elsaß und Lothringen einzugliedern in sein Staatsleben, es hat die Städte verkommen lassen, die Häuser verfallen hier, denn, so dachte man in Paris, das ganze Land wird doch wieder Schlachtfeld sein. Was Bestand hatte und was noch gut aussah, stammte aus der Zeit vor 1918.

Und nicht nur bei den Häusern, auch bei den Menschen. In Lothringen hat sich der Arbeiter seine Sozialversicherung und seine Krankenkasse erhalten, wie er sie von Deutschland her kannte.

Wozu sollte Frankreich auch dieses Land anders behandeln? Es dachte nur an Krieg. Wozu den Menschen ein lebenswertes Dasein schaffen? Die Evakuierten durften nicht zu verwöhnt sein, wenn sie nach Frankreich mußten. Wozu die Häuser pflegen?

In die Dörfer des Vorfeldes rückten am dritten Tag der Mobilmachung die Neger ein.

„Am sechsten Tag ist mein Neffe, der hier in der Gegend Soldat war, noch einmal heimgefahren", erzählt uns ein Bergmann aus Püttlingen, „um nachzusehen. Da war in den Häusern schon alles zerschlagen. Da ist er in den Garten gegangen und hat geweint. Dann hat er keinen Brief mehr geschrieben. Nichts mehr! Und hat sich hier nicht mehr sehen lassen."

Es waren ja nur Elsässer und Lothringer, es war ja nur das Vorfeld der Maginotlinie, wozu der Aufwand. Der Marmor auf der „Place de la Concorde" wirkt mit dem trauernd gesenkten Haupt viel besser!

So wie die Franzosen niemals Anteil hatten am Elsaß und an Lothringen, so haben sie diese Länder nie zu verteidigen gedacht.

Wie man Heimat schützt und Heimat verteidigt, das lehrt uns der Blick über den Westwall, der keine Eiszeitlandschaften umgrenzt.

Irgendwo in einem lothringischen Dörfchen grüßt durch die Trümmer einer Kirche das Denkmal der toten deutschen Weltkriegssoldaten aus diesem Dorf einen deutschen Heldenfriedhof von 1940.

Dieses Band wird nicht mehr zerissen.

„Ich kann kein Wort Französisch“, sagt der Graukopf, „in meinem Regiment in Saarbrücken wurde deutsch geredet!“

Wir sehen durch das Vorfeld Pflüge gehen, jetzt wird hier Heimat sein, deutsche Heimat!

## Das Grabmal Frankreichs

Ich meine nicht das Grabmal des Unbekannten Soldaten zu Paris, vor dem hie und da einmal ein alter Mann erscheint zwischen den grauen Uniformen mit feuchten Augen, ich meine ein Grabmal, mit dem das französische Volk einen viel größeren Kultus getrieben hat als mit dem des Soldaten. Und trotzdem spinnen sich zwischen jenem Grab unter dem Triumphbogen und dem Grabmal im Westen seltsame Fäden, deren Gespinst wie die Spindel der Nornen Schicksal eines Volkes bedeutet.

Das Wunder der Maginotlinie ist zerplatzt wie ein billiger Jahrmarktzauber. Zwischen den Bunkerketten rostet der Stacheldraht, und die Tarnnetze neben den Straßen erinnern mehr an Strand und See, an einen Fischzug, als an den Krieg. Und dennoch packt mich ein seltsames Gefühl, als ich plötzlich am Eingang eines der größten Panzerwerke dieses französischen Festungsgürtels

stehe. Mitten in einen gewaltigen Waldberg hinein ist dieses Werk gegraben, dort wo der Vertrag von Versailles allein schon in der Landschaft den Franzosen jeden militärischen Vorteil zusprach.

Das Tor zur Unterwelt ist geöffnet, und von den Wänden der kilometerweiten Gänge strahlen die Perlenketten der elektrischen Lampen. Wir treten ein in dieses Labyrinth und beginnen eine Wanderung unter der Erde, die kein Ende mehr zu nehmen scheint. Mein Führer gibt mir sachlich die Zahlen, als ob er mit dem Aussprechen dieser Summen die Atmosphäre der Unterwelt bannen wollte, die sich von Schritt zu Schritt verdichtet und das klare Denken benimmt. Die Wirklichkeit scheint sich aufzulösen, ich gehe durch ein Werk, das die Geburt der Phantasie sein muß, Jules Verne ist der Vater dieser Kasemattenstadt unter der Erde.

Über fünfzehn Kilometer fährt eine elektrische Eisenbahn durch diesen Höhlenbau, der alles in sich birgt, um so viel Menschen Aufnahme zu gewähren, wie eine kleine Stadt an Einwohnern zählt. 1200 bis 1400 Soldaten können über sechs Monate hier, abgeschnitten von der Außenwelt, als Besatzung durchhalten. Ich wiederhole .... können durchhalten! Am Tage des Waffenstillstandes wurde das Werk kampflos übergeben. Sechs Wochen später gehe ich hier durch diese Festung, die sechs Monate Widerstand leisten kann. Eine stille Bedenklichkeit dämmert in mir hoch. Ich höre kaum noch hin, was mein Führer mir erzählt: daß der ganze Bau 2 Milliarden RM. gekostet habe, daß Millionen und aber Millionen Schuß Munition noch hier lagern und derlei mehr.

Dann aber horche ich auf: Der Kamerad, der mich hier führt, weist mich in die Maschinenräume des Kraftwerkes, die ganz anders aussehen als die Mannschaftskasematten und Aufenthaltsräume, ganz anders sogar als die Küche und die Kommandantenzimmer. Waren die einen Räume arm, mehr einem Notbehelf gleichend, so waren die Räume der Maschinen groß, sauber, hell, fast könnte man sagen luftig und freundlich. Auch die Maschinen sind gut in Takt,

die schweren Motoren tragen ihren Schweizer Firmenstempel und blinken. Die Wände sind hier verputzt und weiß lackiert.

„Die Maschinen haben es hier besser als die Menschen", sagt jemand neben mir. „Das ist es", muß ich ihm antworten, und mit diesem Wort wird mir der Sinn dieser Höhlenburg klar.

Die Maschinen sollten den Krieg gewinnen, die Technik, ein ins Gigantische erweiterter Schutzapparat. Die Mannschaften, die Soldaten waren in diesem Werk die Nebensache, ja, es scheint, als ob dieses Werk den hineingeschickten Männern erst Mut einflößen sollte, Soldat zu werden, dem Feind sich zu stellen, das Vaterland zu verteidigen.

Wir sagten, als wir zur Front fuhren: Na, der Krieg ist keine Lebensversicherung. Hier aber hat man geglaubt, Krieg führen zu können ohne den Einsatz. Dieses Werk unter der Erde ist ein „Amerikanismus" der Angst, ein Sichverstecken hinter Maschinen, es ist ein ewiges Denkmal französischen Sicherheitswahnes.

Dieses Werk ist das Grabmal des französischen Soldatentums von 1940! Die Berge von Aurignac bergen auch Höhlen, in denen Menschen hausten, um sich zu schützen. Aber die Menschen von Aurignac brachen vor zehntausend Jahren aus ihren Höhlen hervor und wurden Herren ihrer feindlichen Welt. Die späten Nachfahren der Menschen von Aurignac zogen sich wieder in Höhlen zurück und hofften unter der Erde auf ihren Sieg.

Ich stehe mit dem deutschen Kommandanten dieser Festung auf der Panzerkuppe des höchsten Werkes. Weit breitet sich das Land vor uns, der Horizont steigt hoch aus Deutschland zum Himmel auf. Der alte Weltkriegssoldat neben mir spricht. Er zeigt mir die Landschaft, er zeigt mir das Verteidigungssystem, er zeigt mir alle Möglichkeiten des Kampfes um dieses Werk. Und wir verbeißen uns in das Gespräch und entwickeln strategische Pläne, halten Angriffe nieder und bereiten Ausfälle vor. Und sind beide einer Meinung: Niemals hätte der Feind uns dieses Werk abgenommen!

Doch wir beide haben eins vergessen: Wir stehen heute als deutsche Soldaten hier. Haben unsere Vorgänger die gleichen Gedanken gehabt?

Sie hatten sich eine schöne Bar eingerichtet, tief unter der Erde, in der man den Krieg vergessen konnte und sich an Paris erinnerte. Sie hatten einen schönen Sanitätsraum, der Gesundheit garantierte. Und sie hatten 60 Meter, 120 Meter Berg über sich, durch den keine deutsche Granate schlug.

**Aber als die Stukas angriffen, als die Bomben die Panzertürme erschüttern ließen, da suchte die Mannschaft den Schutz in der Tiefe des Berges. Keiner kehrte an seine Waffe zurück.**

Als ich das eine Panzerwerk verlassen wollte, meldete sich der Maschinenmeister bei uns. Er wollte mir das Schauspiel zeigen, wenn er den Panzerturm einfährt. Da stand er nun an seinen Hebeln, beheimatet in diesem Land, das heute wieder deutsch ist, von Beruf Techniker, der an diesem Werk mit bauen, dann darin bleiben mußte, weil der überzüchtete Mechanismus der Sicherheit nicht auf die Hand des Fachmannes verzichten konnte, dann verkleidet als Soldat in den vergangenen Monaten und heute wieder Zivilist und Techniker, da stand er, ließ seinen Panzerturm einfahren, wie er es immer getan hat durch Monate und Jahre, seitdem das Werk fertig ist. Denn es ist wichtig, daß dieser Turm eingefahren wird, die Maschinen müssen laufen, der Mechanismus muß in Bewegung bleiben. Es war für mich die groteskeste Szene in diesem Maulwurfsbau.

Leise beginnt der Regen durch den Wald zu rieseln, als ich das Werk verlasse. Ich muß wieder an das Grab des Unbekannten Soldaten denken und muß daran denken, daß die deutschen Gräber vor Douaumont lagen, vor Langemarck! Als die französischen Tanks durch die Straßen meiner Heimat fuhren, als der Gleichschritt verboten und das Turnen mit dem Stab als Vorbereitung eines Revanchekrieges galt, da haben wir oft die Zähne aufeinander gebissen, die Fäuste geballt und uns unserer Ohnmacht

geschämt. Wir bekamen das Schauspiel eines Sieges vorgeführt, und vielleicht täuschten uns manchmal die Kulissen.

Heute weiß ich, daß wir stärker waren in der Zeit der tiefsten Schmach, weil wir Herzen hatten, die höher schlugen bei dem Wort Vaterland, weil wir Herzen hatten, die zu klopfen anfingen, wenn einer vom Opfer, vom Einsatz sprach, und weil wir damals Männer hatten, die einsam und allein den Marsch antraten, der heute zu unserem Sieg geführt hat. Zwei Milliarden Mark! Lächerlich, ein Strich durch das Konto, sie sind verschwunden! Sieben Millionen Schuß! Sie rosten in ihren Lagern. Fünfzehn Kilometer Eisenbahn unter der Erde! Ein Hebelgriff stellt den Zauber ab! Meterdicke Betonmauern! Ein deutscher Junge am Knüppel seines Stukas hat sie bersten lassen!

Das denkmalfrohe Frankreich hat die Grabmäler seines Soldatentums in die Maginotlinie gebaut, es hat schon die Friedhofswärter bestimmt, die noch heute die Arabesken der Maschinen pflegen, die Flamme am Grab des Unbekannten Soldaten in Paris verschwindet hinter dem Feldgrau.

Aber unsere Gräber haben gerufen! über die Grenze! Ueber die Maginotlinie! Ueber die Wolkenkratzer der Sicherheit hinweg! Mein Vater, dein Vater, zwei Millionen haben gerufen, und wir sind gekommen!

„Das Herz des Soldaten entscheidet", sagt der alte Frontsoldat zu mir, der droben im Hochwald die französische Festung kommandiert, „das Herz, junger Kamerad!"

# Die Anerkennung des Führers

**„Bleibt immer die Gleichen, im Krieg und im Frieden, SS-Männer!"**

Hoch über die Stadt Metz erhebt sich das Fort von Alvensleben, ein Fort der alten, vielumkämpften Festung. Weit geht der Blick über das Lothringer Land, und fern am Horizont verschwimmt die ehemalige Grenze, die Machtgier und Willkür mitten durch deutsches Volk gezogen hatten. Der gotische Dom von Metz reckt das Filigranwerk seiner Bogen über das Häusermeer wie ein großes Segelschiff die Tagelage. Die Mosel zieht ihre liebenswürdigen, bizarren Schlingen durch das Land, vorbei an Häuserreihen, unter Brücken durch und um baumbestandene Inseln. Hier oben offenbart sich der urdeutsche Charakter dieses Landes, hier ist nichts mehr von der Tünche zu sehen, die Frankreich reichlich billig über Lothringen und Elsaß in den Jahren der Annexion gestrichen hatte.

Im Hof des Festungswerkes sind die Kompanien der Leibstandarte zu einem feierlichen Akt angetreten. Ein klarer Herbsthimmel wölbt sich über diesem Bild. In wenigen Minuten wird der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei, Heinrich Himmler, erwartet, der den Männern der Leibstandarte eine Botschaft des Führers überbringen soll.

Schnurgerade stehen die Reihen, und der Blick geht über Gesichter, die im Kampf hart geworden sind. Der Helmrand beschattet Augen, die mehr als einmal dem Tod ins Angesicht gesehen haben.

Endlich klingt der Befehl, der die Ankunft des Reichsführers SS meldet. Noch härter werden die Gesichter. In einem Takt klingen die Griffe, und langsam geht der

Reichsführer SS von Mann zu Mann. Jeden sieht er an, keinen vergißt er.

Dann spricht er zu den Männern. Hart und klar klingen seine Sätze über den Festungshof, dem letzten verständlich, den letzten packend. Denn jeder weiß, daß hier einer der Treuesten, die um den Führer sind, zu ihnen spricht in seinem Auftrage.

Und jedes Wort ist vorgeprägt worden durch das Blut jener Männer, die nun hier stehen, und durch das Blut jener, die nicht mehr zu diesem Appell antreten konnten. Es ist vorgeprägt worden in Polen auf dem Schlachtfeld von Pabianice, in Holland, bei Rotterdam, in Flandern und Frankreich.

Der Reichsführer SS ruft diesen kampferprobten Soldaten in kurzem Aufriß die Herkunft und Entwicklung der SS vor Augen, ihre Vergangenheit und ihre Verpflichtung. Er zeichnet die Verwurzelung dieser Formation im Herzen der Bewegung und zieht die großen Linien weiter zur Leibwache des Führers und dann zur Leibstandarte.

Unbeweglich steht die Truppe, aber hinter den eisernen Gesichtern gehen die Gedanken, denn der Appell des Reichsführers ist mehr als eine Rede. Er enthält gerade in dieser Atempause des Krieges die Mahnung, daß diese Truvve in jedem Einsatz zum Führer und zu seinem Volk gehört, daß sie sich in nichts verlieren darf, auch nicht an den Krieg, der kein heroischer Selbstzweck ist, sondern Völkerschicksal, das Bewährung verlangt.

Und so verstehen die Männer jetzt nach den hundert Schlachten, warum gerade sie in den vergangenen Jahren der friedlichen Vergrößerung Deutschlands an erster Stelle marschierten. Warum sie den Gruß des befreiten Saarlandes, den Jubel der Ostmark und den Dank der Sudetendeutschen entgegennehmen durften. Weil sie in ihrem Marschtritt die Unbedingtheit des nationalsozialistischen Willens mit sich führten. Weiter zieht der Reichsführer SS den Blick. Er bringt jetzt diese Truppe, die nun nach den friedlichen Zügen auch im Kriege zum ersten Einsatz kam

und überall, an allen Fronten kämpfen durfte, die Anerkennung des Führers. Er überbringt der Leibstandarte die Standarte des Führers.

Das ist die Botschaft, das Zeichen der Anerkennung durch den Führer! Es wäre ein leichtes gewesen, nach dem Waffenstillstand auf den Paradestraßen von Paris ein Schauspiel aufzuziehen, das im gerade errungenen Sieg die prächtigsten Kulissen gefunden hätte. Frankreich hätte sich einen solchen Triumph nicht nehmen lassen.

Der deutsche Soldat liebt aber nicht das Wort Dank. Er kämpft und weiß oft selbst nichts von dem Ausmaß seiner Siege. Er fühlt nur, daß die neue Aufgabe, der neue Einsatz, zu dem er berufen wurde, ein Lohn für das Geleistete sein muß, denn nur den Bewährten ruft man immer wieder. Der Deutsche liebt es nicht, sein Leben und seinen Tatenwillen mit einem Denkmal des Dankes abzuschließen.

**Die Fahne des Führers, die der Reichsführer ᛋᛋ vor seiner Leibstandarte enthüllt, ist eine Anerkennung ganz anderer Art. Denn mit dieser Fahne wird die Truppe nicht in Ruhe geschickt. Diese Fahne verlangt, nach vorwärts getragen zu werden. Und jeder weiß es: Jetzt, von Stund ab steht der Führer immer unter ihnen. Von Stund ab vertritt ein jeder von ihnen, wo immer auch er marschiert und kämpft, den Führer! Diese Anerkennung gewährt keine Ruhe. Sie ist die höchste Verpflichtung, sie ist ein ewiger Ruf in die Zukunft!**

Hinter den kampferprobten Kompanien der Leibstandarte stehen die jungen Rekruten. Jeder von ihnen steht für einen Toten da, jeder von ihnen hat ein Erbe übernommen, das er weiter zu tragen hat durch Krieg und Frieden.

**„Bleibt immer die Gleichen, im Krieg und im Frieden, ᛋᛋ-Männer!“**

Mit diesen Worten schließt der Reichsführer ᛋᛋ seine Rede. Mit diesen Worten gibt er einen Marschbefehl, der weit über die Stunde hinausgreift, weit über die Forder-

ungen des Tages. Mit diesen Worten bindet er seine Leibstandarte an die Fahne des Führers.

Die Hülle fällt von der Standarte. Rot und golden breitet sich das Fahnentuch aus in der Herbstsonne.

Dann übergibt der Reichsführer SS die Standarte dem Obergruppenführer Sepp D i e t r i c h. Das kurze Wort des Dankes aus dem Munde des Kommandeurs ist ein Wort neuer, ewiger Verpflichtung.

Hell klingt die Musik auf. Die neue Standarte wird an der Front vorbeigetragen und setzt sich an die Spitze des Regiments. Die Fäuste aber, die noch vor Wochen die Waffe zum Kampf geführt haben, erweisen jetzt der neuen Fahne die höchste Ehre.

Weit dehnt sich vor unseren Füßen Lothringen. Noch einmal sammeln sich die Gedanken zu der Erkenntnis, daß wir in diesem Land weitaus besser den Kampf, den Krieg, Opfer und Tod verstehen gelernt haben als drüben in Frankreich. Denn hier sind wir Werkzeug des Schicksals, das einer endgültigen Ordnung zustrebt. Hier auf diesem Boden verstehen wir SS-Männer besser als irgendwo anders, daß sich ein Volk erfüllen muß gegen jeden Widerstand und daß die Brechung dieses Widerstandes ein Werk für die Zukunft, eine Tat für das Leben ist.

Mit den Klängen des Treueliedes der SS faßt ein Windstoß eine der großen Fahnen, die das Podium des Reichsführers SS flankieren. Weit dehnt sich das rote Tuch im Wind und beginnt zu wehen.

**Wir wissen und tragen es im Herzen: diese Fahne wird immer wehen, diese Fahne — unser Fanal!**

**Denn unser Befehl ist gegeben:**

**„Bleibt immer die Gleichen, im Krieg und im Frieden, SS-Männer!“**

# Empfindsame Reise zwischen Stahl und Beton

Vor uns breitet sich das elsässische Land. Der Sommerabend zaubert über die blauen Höhen des Wasgenwaldes ein sattes Farbenspiel von solcher Pracht, daß man fast glaubt, Mathis, dem Maler, über die Schulter auf die Palette sehen zu können. Ich weiß nicht, je länger ich fahre, desto weiter komme ich von meinem Auftrag ab, der mir auf diese Fahrt mitgegeben wurde, die Anlagen und Festungswerke der Maginotlinie zu besuchen, um in einem kritischen Referat den Kameraden der Truppe davon zu berichten. Dieses Elsaß ist stärker als der Sicherheitstraum der Franzosen, als die Rechnungen und Berechnungen des Herrn Maginot, der einst glaubte, hier in diesem deutschen Land die größte „politische Realität" des 20. Jahrhunderts aufbauen zu können.

Es war ein Sommertag wie dieser, vor knapp zehn Jahren, da habe ich zum erstenmal vom anderen Ufer des Rheines die Zementklötze von „Frankreichs Grenze am Rhein" gesehen, da ging neben mir ein Mann, klein, mit rauhen Händen, aber mit einem Herz voll Feuerbränden, Heinrich Lersch, der seinem Volk in seinen Liedern einen Glauben geschenkt hatte, der stärker war als Versailles, stärker als Stahl und Beton: „Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen!" Dem Frankreich von 1918 stand kein Dichter auf, der seinem Volk diesen Glauben geben konnte. Denn Frankreich konnte seine politischen Realitäten nicht mehr in der Kraft seines Blutes, in der Stärke seiner Seele, sondern allein noch in seinen Sicherheitssystemen sehen, in endlosen Barrikaden und bergwerkstiefen Verteidigungsschächten.

Vor zehn Jahren gingen wir drüben am offenen Rheinufer und sahen auf die grauen Steinhöcker jenseits des Stromes. Heute fahren wir hinter der Maginotlinie, deren

zerschmetterte Bunker zum Gräberfeld französischen Wahnes wurden.

Die politischen Realitäten der deutschen Seele waren stärker. Und diese Wirklichkeiten hatten sich an keine willkürlich gezogene Grenze binden lassen, diese Wirklichkeiten waren in dem Volk rechts und links des Rheines verwurzelt durch mehr als tausend Jahre und waren immer lebendig geblieben.

Drüben im Hochwaldwerk hat der jüdische Leutnant Eschkenbaum gesessen, und Frankreich war vielleicht sehr stolz auf diese Waffenhilfe, aber wir entdeckten unten im Städtchen Hagenau, in jenem deutschen Idyll von Dorf und uralter Reichsstadt, die Erinnerung an den alten Minnesänger Reinmar, der von Hagenau ausfuhr nach Oesterreich, nach Wien an die Kaiserburg und dort der Lehrer wurde von einem der größten Dichter unserer Vergangenheit, der Lehrer von Walther von der Vogelweide. Reinmar von Hagenau und Walther von der Vogelweide, vor siebenhundert Jahren der Ruf nach dem Reich der Deutschen!

Im Dämmer neben der Landstraße rostet der Stacheldraht und wird brüchig. Er konnte nicht halten, konnte nicht aufhalten!

Es ist herrlich, durch das sommermüde Elsaß zu fahren.

Es scheint, als ob uns Straßburg von seiner zeitlosen Deutschheit überzeugen wolle, da es sich noch fast menschenleer zeigt. Die wenigen Zeichen und Sinnbilder der Moderne verschwinden im Heraufkommen der Nacht. Richard lenkt den treuen grauen Gefährten behutsam durch eine schmale Gasse zum Dom. Dort halten wir den Wagen an. Er steht im Schatten des Münsters und wird uns für eine kurze Nacht dort beherbergen. Drüben rauscht die Ill mit ihrem flaschengrünen Wasser. Die alten Häuser steigen aus den Quaimauern auf.

Ich kann im Wagen keinen Schlaf finden. Das Herz treibt mir das Blut durch die Adern, und immer wieder muß ich aufschauen. Über mir schwebt die wunderbare Rose vom Portal des Münsters. Sie bannt den Blick und

zieht die Gedanken zurück zu Erwin von Steinbach, zurück zu Gottfried von Straßburg. Ich habe mir durch lange Jahre hindurch gewünscht. einmal in diese Stadt zu kommen. Jetzt bin ich hier, und das Münster hütet mir das Nachtlager. Dort oben stand einst ein junger Student, brennend vor Sehnsucht nach dem Ewigen, ein Olympier, aber nicht wie ihn die Rauschebärte haben wollen, als abgeklärter Kosmopolit, sondern mit einem flammenden Herzen. Dort oben stand er und fand in diesem Wunderwerk geflochtenen Steines: Deutschland! Ich möchte jetzt Zwiesprache halten mit dir, Johann Wolfgang Goethe, ganz ungeheimrätliche Zwiesprache über diesen Dom und über ein Mädel draußen in Sesenheim, denn irgendwo sah ich heute abend eine in einem Dorf vor Straßburg, der ich Friederike zurief, aber mein schneller Wagen verschlang die Stimme, und Richards Blick lag auf dem Kilometerzähler.

„Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!"

Und mir kommt der alte Schulmeister nicht aus dem Sinn seit dieser flüchtigen Begegnung im Abendgrauen. Sollte er nicht doch recht haben?

„Hier irrt Goethe. Es war doch Friederiken!"

Denn sie sind schön und stolz, die Mädchen im Elsaß, so schön, daß dein Herz überfloß zu den innigsten Liedern in deutscher Sprache. Und zwischen Sesenheim und Weimar hat Herr Maginot seine Festungen stellen wollen, im Schatten dieses Münsters patrouillierten auf Geheiß des Herrn Mandel Neger und Madagassen. „Wer das vergäß, der tät mir leide!" Der Tristandichter möge mir diese Anleihe verzeihen, aber hier in Straßburg ist so viel vorgedacht und vorgeformt worden, daß wir es getrost nachsprechen dürfen. Es wird immer eine deutsche Weisheit sein.

Diese Nacht der seltsamen Zwiesprachen geht in einem herrlichen Morgen auf. Die Landstraße hat uns wieder, aber in Kolmar können wir nicht verweilen, weil die Schätze dieser Stadt noch nicht zurückgekehrt sind. Die Rahmen des Isenheimer Altars sind noch leer.

über Mülhausen geht es zur Grenze. Ein kurzes Plauderstündchen mit den deutschen Zollbeamten verrät uns manch Wissenswertes. Nach Basel hinüber schauen wir durch den Drahtverhau wie in einem Naturschutzpark. Die Schweiz drüben erscheint uns wie ein heillos Gefangener in ihrer demokratischen Freiheit.

Zerhackt sind dort unten die Bunkerlinien. Deutsche Sturmpioniere haben ganze Arbeit geleistet, als der Heeresbericht meldete: Der Führer hat den Angriff auf die Maginotlinie befohlen. Der Krieg hat mitten in diese deutsche Landschaft noch einmal seine harten Zeichen eingegraben. Aber zum letzten Male!

Die Bretter der Pionierbrücke schwanken leise, als wir über den Rhein rollen. Ich glaube, ich bin von meiner Elsaßfahrt just dort gelandet, wo ich vor zehn Jahren mit Heinrich Lersch ging, seltsam vertraut sind mir Ufer und Ortschaft.

Zwischen Schilf und Weiden ziehen sich die Pfade des Westwalls. Fast mythisch ragen die grünen Bunker aus dem bebauten Feld. Die Wartezeit vor dem Angriff liegt wie ein Wintermärchen hinter uns. War es nicht 1914? Es war einmal 1939!

Da wir von „drüben" kommen, winken die Mädchen uns zu in den Dörfern und Straßen, denn unsere braunen, verstaubten Gesichter lassen nicht ahnen, welch friedliches Unternehmen wir auf der anderen Seite des Rheines durchgeführt haben, nichts verrät die nächtliche Rast unterm Münster von Straßburg.

Ein freundlicher Irrtum führt uns hinter Freiburg hinauf in die Schwarzwaldberge. Es ist eine Fahrt in eine uns fremd gewordene Stille. Die Täler dehnen sich in die Sonne. Da und dort schreit ein frisches Holz unter dem Zugriff der Säge. Und irgendwo an einer Wiesenhecke spielen Kinder. Zwei große und drei kleine. Ich halte den Atem an. Denn vor dieser Wiesenhecke muß Hans Thoma gesessen haben, vor diesen Kindern und diesem Ringelreihen!

Ich wende behutsam den Kopf und will über die Berge hinwegschauen, tief ins Rheintal hinein, über Westwall und Maginotlinie.

Und wenn ich es nicht gewußt hätte, einen Herzschlag lang wird es mir klar, die Größe und die Kraft, Deutscher zu sein. Wenn ihr vom deutschen Wesen sprechen wollt, zitiert nicht immer den Kriegsfreiwilligen mit dem „Faust" im Tornister! Macht die Augen auf: Hier schaut Hans Thoma über die Schwarzwaldberge auf den Westwall und lächelt ein sehr tiefes Lächeln. Und drüben rief Reinmar der Alte, Gottfried von Straßburg, Erwin von Steinbach. Goethes Ewigkeit hat auf Straßburg den gleichen Schein geworfen wie auf Weimar. Und fahrt landauf und landab an diesem Strom und schaut, wie von jedem Meter Landes eine Brücke hinüberführt und herüber, ob auch die Gebilde von Stein und Eisen zurzeit noch in den Fluten des Rheines liegen.

Sagt nicht, daß ich in einer stillen Stunde all mein gelehrtes Gepäck in einen Wagen gepackt habe, um mir im grauen Kleid ein ästhetisches Genußstündlein zu verschaffen. Sie tragen alle dieses Gepäck mit sich, alle Deutschen, bewußt und unbewußt, und nur weil sie es tragen, wird der Schritt nicht müde für den Marsch in die Zukunft.

Heute morgen war es doch gewesen, da saßen wir beide, Richard, mein Fahrer, und ich am Rande eines reifen Ackers im Elsaß. Die Sonne schien uns auf unser Brot, und in der Futterkiste lag noch eine Flasche mit irgendeinem Feuerwasser aus dem Französischen. Da hat es die Zunge meines Kameraden gelöst, und er erzählte mit den harten Lauten seiner volksdeutschen Heimat, wie es ihn über die Grenze getrieben hat zu Anfang des Krieges, über jene Grenze, die sein ganzer Stamm dereinst noch überschreiten wird, um in die Heimat aller Deutschen heimzukehren. „Du", sagt er, „ich habe fein nix gewußt, wie es in Deutschland ist, aber Nacht für Nacht bin ich von Hof zu Hof gefahren und hab' ihnen gesagt, daß sie für Deutschland sein sollen."

„Und als der Ruf kam?"

Ich fühle in mir, daß ich noch einmal den Versucher spiele, wenn ich jetzt nach Haus und Hof frage.

„In Gottes Namen haben wir gesagt, der Führer weiß es!"

Da habt ihr das deutsche Gepäck. Das Geheimnis der steinernen Rose vom Münster in Straßburg, die Lieder der Alten, die Bilder und die Klänge, wie sie rechts und links vom Rhein aufgeklungen sind durch Jahrhunderte.

Und wenn ihr es wissen wollt, jenseits der Grenzen, da habt ihr Deutschlands geheimste, geheimnisvollste Waffe!

Wäre der Hauptmann an der Tankstelle zu Straßburg nicht gar zu streng gewesen, als wir mit leerem Tank und vollem Herzen bei ihm vorsprachen, die Fahrt hätte just kein Ende nehmen dürfen.

Bei Mannheim biegen wir wieder über den Rhein. Ein schneller Blick auf jenes Haus, in dem zum ersten Male die Flammen von Schillers Feuergeist aufgeschlagen sind in den Modergeruch eines sterbenden Europas. Damals klang der Ruf Freiheit auf beiden Ufern des Rheines, aber schon damals verstand der Westen das Herz der Völker, Deutschland nicht. Und Schiller schickte den zügellosen Demagogen von Paris mit stolzer Gebärde den Ehrenbürgerbrief zurück.

Die Rebenfelder der Weinstraße begleiten uns bis in die Zone des Krieges. Noch einmal werden die Bilder wach aus den vergangenen Wochen und Monaten, noch einmal stehen wir mit spöttischem Staunen vor den Mammutwerken von Frankreichs Festungslinie, dann rollt der Wagen durch befreites Land zum abendlichen Ziel.

Wir sind durch die Ewigkeit Großdeutschlands gefahren.

# Besuch in Domremy

Als wir ins Tal der Maas bei Vaucouleurs einbogen, erfaßte uns der Zauber der lothringischen Landschaft mit verdoppelter Kraft. Wir fühlten alle, daß eine tiefere Verbundenheit zu diesem Land in uns wach wurde und fragten uns nach dem Grund dieses Gefühls, bis plötzlich das Stichwort fiel: Schiller! Es war wie eine Vorahnung kommender Erlebnisse, daß keiner der Kameraden von dem eigentlichen Ziel der Fahrt, von Domremy, sprach, daß vor den Begriff Jeanne d'Arc der Name des deutschen Dichters trat. Und je näher wir an den Geburtsort der Jungfrau von Orleans kamen, um so lauter begannen des Dichters Verse in uns zu klingen:

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Täler lebet wohl!
— — — — — — — — — — — — —
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Tals . . . !

Die Stimme des großen deutschen Dichters, der nie dieses Land mit eigenen Augen geschaut hat, und der es doch in diesen wenigen Versen als eine Landschaft seines Herzens gültig vor uns hinstellte, verwies uns darauf, wie wenig fremd den Deutschen das Tal sein mußte, das die Wiege der französischen Nationalheiligen einst beherbergte. Wir fuhren verwundert wie durch deutsche Heimat.

Erst der Schmutz der Dorfstraße von Domremy riß uns aus dieser Verzauberung. Wir hatten in den vergangenen Wochen und Monaten auf unseren Kriegs- und Kreuzfahrten viele Gedenkstätten Frankreichs gesehen und wußten, daß der Franzose seine Vergangenheit gern in Marmor einsargt. Wenn je dem Deutschen Paris zu einem

Erlebnis werden konnte, dann war es das, daß diese Stadt ein prunkvolles Museum französischer Eitelkeit geworden ist. Selbst ihren Niederlagen setzen sie Denkmäler.

Wie aber ehrte man in Frankreich die Pucelle? Ein feldgrauer Wagen und ein breites Wirtshausschild verrieten uns am Ortsausgang, daß wir an den Gedenkstätten der Jeanne d'Arc angekommen waren. Ein altes Eisengitter umgrenzt einen verwahrlosten Park, in dem sich Denkmal, Geburtshaus, Museum und das Häuschen des Fremdenführers befinden. Schmutz und Wetter haben dem Marmorantlitz der Jeanne einen traurigen Ausdruck verliehen. Leer und düster empfängt das Steinhaus den Besucher, in dem die Jungfrau geboren sein soll. Ein altes Bett im Geburtszimmer soll den Eindruck des Echten erhöhen. An der kleinen Kirche erinnert eine einfache Tafel an die Fünfhundert-Jahr-Feier. Das Standbild aber vor dem Altar ist aus Gips, und durch die zerbrochenen Fenster geht der Wind aus dem Maastal. Die Sammlung im Museum scheint ein kleiner Dorfschullehrer angelegt zu haben. Sie gibt den billigen Rahmen ab zu dem Bild einer knienden Johanna, dessen Sockel mit hebräischen Schriftzeichen „geschmückt" ist. Dieses Bildwerk ist Englands Beitrag!

Während die Bauernfrauen zur Abendandacht eilten, verließen wir in tiefen Gedanken diesen „Wallfahrtsort" der französischen Nation.

Warum, so fragten wir uns, macht dieses Domremy einen solch verlassenen, vergessenen Eindruck? Vor wenigen Monaten noch rief Herr Reynaud Frankreich auf, zu Jeanne d'Arc zu beten, und er selber kniete Seite an Seite mit den englischen Generälen in Notre Dame zu Paris vor der heiligen Kämpferin. Warum hat die französische Eitelkeit sich nicht hier ein Denkmal aufgetürmt? Und wieder weist uns Schiller auf die tiefere Erkenntnis mit jenem Vers an „Das Mädchen von Orleans": „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben." Für zwei Völker war die Jungfrau von Orleans ein Symbol der Entscheidung geworden in den Werken zweier großer Dichter: Für Deutschland durch

Schiller, für England durch Shakespeare. Der Deutsche schuf sie sich neu aus dem Herzen, um sie unsterblich zu machen als Sinnbild einer Haltung, als Sinnbild der alles opfernden Vaterlandsliebe. Der Engländer verstand ihre Größe, aber da er sie politisch sah, mußte er sie mit der Macht der Dichtung vernichten. Shakespeares Pucelle ist ein „Dämon von Frankreich, aller Tücken Hexe!" Sie ist aus dem Geschlecht der Lady Macbeth, aber sie ist klar und groß in ihrer französischen Entscheidung gegen England!

Ich bin zu Englands Geißel ausersehen!<br>
— — — — — — — — — — — — —<br>
Nehmt meine Seele: Leib und Seel und alles,<br>
Eh England Frankreich unter sich soll bringen,

Und Shakespeare gibt ihr im Untergang die schicksalsschweren Worte:

— — — Nun kommt die Zeit,<br>
daß Frankreich muß den stolzen Helmbusch beugen<br>
und niederlegt sein Haupt in Englands Schoß.

Der Einsatz des Hirtenmädchens vom Domremy hat England vom Kontinent auf die Insel zurückverwiesen und damit dem Ablauf der europäischen Geschichte eine entscheidende Wendung gegeben. Für immer blieb es ein englischer Traum, den Shakespeare in einer kurzen Szene gestaltet, daß der englische König in Paris residiert und daß ein englischer Lord den Titel führt: Regent von Frankreich. Für Frankreich aber war die Jungfrau von Orleans niemals ein Sinnbild völkischer Entscheidung. Sie ist zu einem Sinnbild französischen Schicksals geworden, das aber nur wir Deutsche zu verstehen beginnen. Der Bürgermeister zu Ligny, der vor fünfhundert Jahren Jeanne d'Arc den Engländern für 10 000 Pfund verkaufte, war ein würdiger Vorfahr des „Bankiers von Frankreich", der zwar auf den Fliesen von Notre Dame im Mai 1940 vor dem Bild der Johanna kniete, aber das Mädchen von Orleans trotzdem nochmals um Milliarden an England verschacherte. Der Bürgermeister von Ligny und

Ministerpräsident Paul Reynaud waren unbestreitbar Franzosen. Und sollten sich nicht von seiner Eminenz, Cauchon, Bischof von Beauvais, bis zu Voltaire die gleichen französischen Verbindungslinien spinnen? Cauchon verbrannte die Pucelle als Teufelsdirne, und Voltaire, der an der Eitelkeit starb, rief sie als galantes Dämchen wieder aus dem Grab:

Johannas Züge waren mädchenhaft,
Doch unterm Unterrock trug sie die Flamme
von eines Rolands kühner Heldenkraft. —
Heroisch klingt die Rede grade nicht,
doch wenn den Helden just der Kitzel sticht,
nehmt's ihm nicht übel, daß er sich vergesse,
bei der honetten, reizenden Mätresse,
einmal im Bett — er weiß nicht, was er spricht.

Wir dürfen nie vergessen, daß diese Verse aus der berühmtesten Dichtung stammen, die Frankreich selbst über das Mädchen von Orleans hervorgebracht hat, und daß sie von dem Manne stammen, der als Inbegriff des französischen Geistes galt und gilt.

Frankreich hat seiner Geschichte unzählige Denkmäler gesetzt, aber sie stehen nur dort, wo man sich eine unverbindliche Geste leisten konnte. Jeanne d'Arc aber verlangt von ihrem Volk etwas ihm Fremdes: Haltung und Entscheidung. Shakespeare und Schiller haben das verstanden, Frankreich nicht. Der König adelte sie, der Bischof verbrannte sie. Der König hat 25 Jahre nach ihrem Tod sie rehabilitiert, doch zweihundert Jahre später entzog ein anderer König der Familie den Adel wieder. Fünfhundert Jahre nach ihrem Tod, im Wahn von Versailles, leistete sich Frankreich das Schauspiel ihrer Heiligsprechung durch Papst Benedikt XV., dem der Sieg der Allierten die Aufhebung des Urteils von Rouen wert war.

Aber dieser Glanz fiel nicht auf Domremy. Johanna hatte sich vom König nach dem Sieg von Orleans als einzige Gunst auserbeten, das Heimatdörfchen von der Steuerzahlung zu befreien. Sie wurde damit zur Schutzheiligen der kleinen Leute, die bis zum heutigen Tag ihre Familien-

sorgen in das Buch der Besucher eintrugen. Domremy aber ist arm geblieben über fünfhundert Jahre.

Als Winston Churchill seine regelmäßigen Fahrten nach Paris unternahm, da schien er der ungekrönte Regent von Frankreich zu sein. Wenn sich in der Gegenwart die Niederlage vor fünfhundert Jahren gutmachen ließe und „Frankreich sein Haupt niederlegt in Englands Schoß", dann war dieser Sieg schon eine Messe in Westminster für Jeanne d'Arc wert, dann konnte man in Notre Dame die englischen Generäle knien lassen. Frankreich hatte trotz seiner Gottesdienste die Jeanne d'Arc vergessen. Churchill aber nicht! In Dünkirchen, aber mehr noch in Oran und Dakar hat er Talbots Haß gegen Frankreich wieder aufleben lassen:

> Die Herzen stampf' ich mit des Pferdes Hufen
> Euch aus, und Eu'r vermischtes Hirn zu Kot!
>
> (Heinrich der Sechste.)

Den Franzosen war es angenehmer zu glauben, daß ihre Jungfrau nicht ganz so heroisch, nicht ganz so unbedingt gewesen sei. Die Legende, daß Jeanne d'Arc nach einem vergnügten Leben als Madame von Harmoise in Metz eines geruhsamen Todes gestorben sei, dieweil man für sie eine andere verbrannte, klingt viel französischer als ihre geschichtliche Tat. Sie ist Herrn Duval auch verständlicher und verpflichtet zu nichts.

Die Zeit der Wunder ist für Frankreich vorbei. Es kam kein Wunder mehr an der Marne, es wird keines mehr aus Domremy kommen. Im Tal der Maas dehnen sich die Triften, die Brunnen rauschen und die Wälder stehen braun und grau im frühen Winter.

# Von Langemarck bis Compiègne

Der November ging wieder über Flandern. Tief schoben sich die schweren Wolken von der Küste her übers Land. Der Seewind bog die blätterlosen Bäume nach Osten. Die vielen Wasserläufe und Kanäle stiegen und schwollen. Die schwere flandrische Erde sog sich voll und setzte tausend blanke Spiegel auf. Das Vieh in den Hürden drängte sich an die Hecken. Selbst die Küste mit Sand und Strand vermittelt nicht so den Übergang des Festlandes zum Meer wie diese Landschaft, die weit hinter Deichen und Buhnen sich erstreckte. Oft schien es, als ob die niedrigen, strohgedeckten Katen selber zu schwimmen begannen. Die schwarzen Kähne standen zwischen Ackerfurchen.

Es ist das Flandern des großen Krieges, das sich vor den Blicken weitet, jenes Flandern, in dem die deutschen Angriffe von 1914 bis 1918 ertrinken mußten. Ein Land, das den Wellenschlag des Meeres noch weiter trägt vom Ärmelkanal auf den europäischen Kontinent!

Es ist Englands Kriegsschauplatz in vielen Jahrhunderten gewesen, bis einer, der größer war als alle englischen Traditionen zusammengenommen, seine Armeen einschloß in den Rhythmus dieser Landschaft, bis Adolf Hitler in der Flandernschlacht 1940 im großen Kessel der Vernichtung vom Meer her den Gegner umschloß und schlug.

Regensturm und Wasser sind heute wieder nur Gezeiten, denn die Front steht an der Küste, und Flandern ist erlöst.

Aber die Erinnerung bleibt, weil aus ihr ein Mythus aufsteigt, der ein ewiges Heldenlied spinnt durch jeden November, der über Flandern geht. Denn Flandern umsargt das Gräberfeld von Langemarck, Flandern trägt den Kemmelberg, Flanderns Brot wächst aus deutschem Blut.

Zum ersten Male jährt sich nach dem Großen Krieg der Tag, an dem junge Regimenter mit dem Deutschlandlied bei Langemarck stürmten unter dem Zeichen des Sieges. Zum ersten Male treten deutsche Soldaten in dieser feierlichen Stunde in den Ehrenhain.

Wir aber, jener Generation von Langemarck genau so verbunden wie den jungen Regimentern der Flandernschlacht 1940, treten in die Ehrenhalle und lesen die 7000 Namen, die alle für den einen stehen: Deutschland, Vaterland.

Damals waren wir Knaben, als in den Schulen die ersten Namen der jungen Toten angeschrieben wurden. Damals, November 1914, ging der Herbstwind auch schon über das Heldengrab des eigenen Vaters. Wir warteten. Uns blieb von ihrem Kampf nur das Lied, das Lied mit dem Glauben an den Sieg. Wir warteten von November zu November . . .

Der Gang an den zehntausend Gräbern vorbei ist ein Weg durch die eigene Jugend. Nur die noch Älteren können das verstehen, nur jene, für die der Weg zu dieser Division des Opfers ein Marsch zu einem ewigen Appell ist.

Und es ist gut so, daß die Jungen unserer Zeit die Kraft der Geschichte stärker packt, daß es erfülltes Geschehen ist, Ausdruck heldischer Ewigkeit, als daß zu dieser Jugend noch die Novemberschatten von einst fallen.

November 1914 — November 1918 — November 1923! Monate einer heiligen Saat!

Nur Schwächlinge können an eine Unverrückbarkeit der Geschichte glauben.

Die Sonne steht jetzt über Langemarck und in der Sonne die Fahne des Sieges.

Und der harte Wille eines Mannes korrigiert ein Geschehen, das von seinen Propheten als Weltgericht ausgegeben wurde.

Langemarck ist uns von der Zwischengeneration keine offene Frage mehr, wir haben sie uns selbst im feldgrauen Rock beantworten können.

Von Langemark fuhren wir im November 1940 nach Compiègne.

Uns zwang der Herbst auf diesen Weg, obwohl wir wußten, daß diese Stätte nichts mit uns zu tun hat, nichts mit den Millionen deutscher Soldaten, die durch die infernalische Komödie in diesem Wald zum Rückmarsch gezwungen wurden, nicht mit uns, die wir damals in der Heimat uns um unser Opfer betrogen sahen. Und trotzdem leitete der Akt von Compiègne ein Zwischenspiel ein, das uns alle betraf.

Der Waffenstillstandsplatz, vor wenigen Monaten noch ein Museum des Wahns, ist heute leer und zerpflügt. Einsam verdämmert der weiße Marmor des Foch-Denkmals im herbstlichen Wald. Sonst erinnert nichts mehr an früher. An der Straße lärmt ein bunter Jahrmarkt. Mulatten, Algerier und andere Genossen demokratischer Gleichberechtigung im Westen Europas haben hier ihre fliegenden Stände aufgebaut und verhökern wertlose Waren. Es ist ein grotesker Ausverkauf vor diesem leeren Platz.

Fast träumend stehen wir in diesem Wald. Hier begann es also, was das Schicksal unseres Lebens zu sein vorgab, hier begann die Besiegelung des deutschen Opfers im Untergang.

Sollte dieser November mit seiner grauen Trostlosigkeit ewiger Hintergrund unseres jungen Lebens bleiben? Die Bilder werden alle wieder wach, die Bilder von dem Rückmarsch der deutschen Armeen, von jenen unheimlich stillen Tagen, bis die Clairons durch die Straßen meiner Heimat schmetterten vor den Zügen horizontblauer „Sieger". Die Bilder von zwölf Jahren, die Sommer wie Winter unter dem Atem des einen November 1918 gereift schienen.

Wieder tauchen die Stunden auf, in denen wir selbstquälerisch immer wieder die Berichte lasen, studierten, in uns sogen vom Zusammenbruch Anno 18. Es wurden immer weniger um uns, die ihr Leben und ihre Stunde unter den Aspekt dieses einen Novembers stellen wollten. Einmal müsse man vergessen können. In dieser Welt trugen wir

allein die stumme Frage mit uns: Kann man die Ehre vergessen und damit den Sinn und die Erfüllung eines männlichen Lebens?

Hinter Compiègne 1918 dämmerte Versailles auf, erhob sich die Fata Morgana von Genf, das Mückenspiel von Locarno.

Hier in diesem Wald begann es.

Heute ist alle Trostlosigkeit deutschen Leidens von damals zurückgefallen auf diese Stätte, deren Zukunft es sein wird, in die Stille eines Waldes zurückzusinken.

Mulatten und Algerier verhandeln ihren Trödelkram, geschichtslose Parasiten auf dem Platz ausgelöschter Geschichte!

Drüben in Langemarck stehen deutsche Soldaten und halten stolze Zwiesprache mit den jungen Toten von einst.

Wenn dereinst einmal unseren Kindern und Enkeln die Saga dieses Sieges zu erzählen wir uns unterfangen, mag sie beginnen mit den Zahlen:

Es war sechsundzwanzig Jahre nach dem Opfergang der deutschen Jugend in Flandern und im dreiundzwanzigsten Jahre nach der Schmach von Compiègne, als wir die Fahnen Großdeutschlands nach Westen trugen!

# Weihnachtsfeier mit dem Führer

In langen Reihen stehen die weißgedeckten Tische. Die Weihnachtsbäume strahlen ihr buntes Licht in den Saal. Die Leibstandarte SS „Adolf Hitler" hat ihre Männer zu einer schlichten Feier geladen, es sind Soldaten im grauen Rock, Männer mit hohen und höchsten Auszeichnungen dieses Krieges, die erwartungsvoll die langen Reihen füllen.

So kann kein Kinderherz jetzt mit Spannung geladen sein wie bei diesen Männern Weihnachten 1940. Viele sind darunter, die im vergangenen Jahr den überraschenden Besuch des Führers erlebt haben, die ihren jungen Kameraden davon erzählen konnten und die jetzt als schönsten Weihnachtswunsch die Hoffnung im Herzen tragen, daß der Führer auch in diesem Jahr zu ihnen kommen möge.

Plötzlich schallt eine helle, junge Stimme durch den Raum. Ein SS-Führer verkündet in die atemlose Stille, daß in wenigen Minuten Adolf Hitler eintreffen werde, um mit den Männern der Leibstandarte die Julfeier zu verbringen. Jetzt steht die Weihnachtsfreude in allen Augen. Kann es für sie ein reicheres Geschenk geben als dieses, daß der Führer wiederkommt, daß er bei ihnen sein wird?

Die Fanfaren klingen auf, eben noch hell, dann aber gehen sie unter in dem unendlichen Jubel der feldgrauen Soldaten. Der Führer ist da. Alle Augen hängen an ihm, alle Blicke folgen ihm. Er nimmt mit uns ein kurzes Mahl ein, das die dampfenden Feldküchen geliefert haben. Dann flammen viele hundert Kerzen auf und eine schlichte Feierstunde beginnt.

Soldaten haben für ihre Kameraden eine Festfolge geübt, jetzt dürfen sie ihre schlichten Künste dem Führer selber zeigen. Mit Beethovens gewaltigen Akkorden hebt

die Feier an, ein Chor der Leibstandarte und der Musikzug tragen die Feiergestaltung. Von der Empore klingen die Stimmen der beiden Sprecher in den weiten Raum. In Vers und Prosa bekennt sich der ᛋᛋ-Mann zu seiner großen Aufgabe, die er zu erfüllen geschworen hat.

Der Kommandeur der Leibstandarte ᛋᛋ „Adolf Hitler", ᛋᛋ-Obergruppenführer Sepp Dietrich, faßt in einer kurzen Ansprache den tiefen Dank seiner Männer an den Führer zusammen, er dankt ihm für sein Kommen, er dankt ihm dafür, daß der Führer ihnen allen in diesem Jahr wieder die Gelegenheit zur Bewährung an der Front gegeben hat, und bittet im Namen seiner Männer den Führer, daß er ihnen auch weiterhin, was da kommen möge, den kämpferischen Einsatz gewähren möge.

„Wir Soldaten als Träger der Waffe können erst mit der Waffe in der Hand beweisen, wer wir sind und was wir können!" Nach seiner Rede überreicht der Obergruppenführer dem Führer als Weihnachtsgeschenk des Regiments einen großen Schallplattenbericht vom Einsatz der Leibstandarte im Westen 1940.

Dann spricht der Führer. In großen Zügen verweist er noch einmal auf das Geschehen dieses Jahres. Er weiß, daß diese Männer, die er aufgerufen hat zum Kampf wie niemand sonst seine Liebe zum Frieden verstehen, aber genau so verstehen sie die Härte der Stunde und die Notwendigkeit des Kampfes, der Großdeutschland aufgezwungen wurde. Und immer wieder brandet der Beifall auf, wenn der Führer mit klaren und alle überzeugenden Worten von seiner, von unserer Siegeszuversicht spricht, wenn er in schlagenden Beweisen die Unüberwindlichkeit der deutschen Waffen herausstellt und noch einmal den notwendigen Vergleich mit dem Schicksal von 1914—18 zieht.

Er weiß, daß dem Soldat in diesem Krieg manchmal das Warten schwer fällt, aber er erklärt eindeutig die Gründe seiner Politik und Strategie. Auch der letzte Mann in diesem Feiersaal versteht jetzt, warum Deutschland, seine Armee und seine Heimat, diesen Krieg gewinnen werden.

Wenn der Führer diese gewaltige Einheit von Front und Heimat als ein geschichtliches Ereignis hinstellt, das sich zum erstenmal erfüllt hat, dann wissen wir alle, daß nur er es war, der dieses schicksalhafte Wunder vollbringen konnte.

Nachdem der Führer die gewaltigen Leistungen der jetzt in vorderster Front stehenden Wehrmachtsteile, der Luftwaffe und der Marine gewürdigt hat, wendet er sich noch einmal an seine SS-Männer, an seine Leibstandarte. Er greift den Wunsch unseres Kommandeurs auf und gibt den Männern das mit beispiellosem Jubel aufgenommene Versprechen: „Nur eines weiß ich, daß ihr bei jedem Einsatz in erster Linie stehen werdet!"

Mit diesem Worte hat der Führer seiner Leibstandarte ein Weihnachtsgeschenk gegeben, wie es jeder, vom Kommandeur bis zum letzten SS-Mann, sich gewünscht hat.

Viel zu früh, wie jeder von uns glaubt, muß uns der Führer wieder verlassen, aber wir wissen, daß außer uns noch Millionen Kameraden auf den Führer in diesen Tagen warten, wir wissen, daß jede Stunde seines Lebens dem Kampf um den Sieg unseres Volkes gehört.

Und trotzdem hat der Führer für uns Zeit gehabt. Jetzt hat sich unsere Weihnachtshoffnung voll erfüllt.

Diese Weihnachtsfreude hält die Männer der Leibstandarte unter den strahlenden Bäumen noch lange in festlicher Stimmung zusammen.

Heute abend noch aber berichten tausend Briefe der Heimat: Wir durften mit dem Führer Weihnachten feiern!

# Gedanken eines Soldaten zum neuen Jahr

In uns allen hallt eine große Freude nach: Wir haben Weihnachten 1940 mit unserem Führer zusammen gefeiert, er war trotz Krieg und Weltpolitik zu uns gekommen, saß mitten unter uns und hat zu uns gesprochen.

Wir haben in den langen Jahren der Vergangenheit den Führer schon oft gesehen, in den entscheidenden Massenversammlungen vor der Machtübernahme, bei den gewaltigen Feiern Großdeutschlands, wir sind an ihm vorbeimarschiert in Nürnberg; und immer, wenn er die Stimme erhob, zu Deutschland zu sprechen, haben wir ihn gesucht in seinen Worten, selbst wenn uns kilometerweite Ferne von ihm trennte.

Wir saßen, gebannt von dem geschichtlichen Augenblick, im Sommer 1940 in der französischen Deputiertenkammer zu Paris und hörten dort seinen großen Rechenschaftsbericht über den Feldzug im Westen, hörten seinen letzten Friedensappell an England und wußten, daß der Klang dieser Stimme im Haus der Französischen Revolution den tatsächlichen Beginn einer neuen und gesünderen Ordnung in Europa einläutete.

Und dennoch, wenn der Soldat wirklich den Begriff der Ergriffenheit kennt und kennen darf, dann war es in dieser Weihnachtsstunde 1940.

**Der Führer kam zu uns, er hatte Zeit für uns, allen schien, als ob er es wäre, der die große Freude im Herzen trug, bei uns zu sein.**

Während er still und gespannt der schlichten Feierfolge lauschte, die von SS-Männern und für SS-Männer gestaltet war, kreisten unsere Gedanken wie gebannt um

diesen einen Mann. Europa kann nicht sein ohne ihn, die Entscheidungen dieser Welt sind abgestimmt auf seine Entschlüsse und sein Handeln, was immer das Volk der Mitte, das „Herz der Völker", Deutschland, bedrohte in tausendjähriger Geschichte, ist abgetan und ungefährlich geworden durch ihn.

Was mit dem falschen Glanz eines dünkelhaften Gottesgnadentums sich umgeben konnte und noch jenseits des Kanals in seinen Trümmern umgibt, muß verblassen und wird wesenlos.

**Weil Adolf Hitlers Wille stärker ist als die Traditionen des Scheines, weil seine Tatkraft härter ist als die Begriffsspielerei der anderen, weil er einen Glauben besitzt und ein reines Ziel!**

Frühere Wissenschaft rückte den Menschen geschichtliche Größe weit aus dem Kreis des menschlichen Erlebens. Die Göttergleichheit großer Souveräne, der Ewigkeitsanspruch weltbeherrschender Hierarchen haben in der Vorstellungswelt die Selbstverständlichkeit des Großen überschattet und damit die tiefe Zusammengehörigkeit von Volk und Führung immer geschickt getrennt.

Aber der Führer streicht auch diese Magie des Außergewöhnlichen aus, er kommt, steht mitten unter uns und bekennt sich in einer großen Rede zu uns, den feldgrauen Männern, den Arbeitern und Bauernsöhnen, zeigt mit klaren und schlichten Worten, daß alle Größe in den Ewigkeitswerten eines ungebrochenen Volkes liegt.

**Er gibt das tiefe Geheimnis seiner eigenen Größe preis: Aus dem Einfachen, das sich unverrückbar bewährt, das sich treu bleibt und erfüllt, wächst mit zwingender Gewalt das Besondere, das Überwindende und Siegende.**

„Vielleicht wissen sie noch selber nicht, daß sie diesen Krieg schon verloren haben." Mit diesen Worten der Gewißheit hat der Führer mit einem Zug den Vorhang weggerissen, der einer wartenden Welt das Jahr 1941 noch verborgen hat. Er spricht diese Sätze

zu seinen Soldaten, zu den Männern jener Truppe, die als einzige seinen Namen und seine Fahne führen darf. Er macht mit diesen Worten jede Zukunft problemlos und klar.

„Wir kämpfen bis zum Sieg, und wir werden siegen, weil wir für eine Idee kämpfen." Geht es wirklich noch darum, für das kommende Jahr Machtpositionen abzustecken, Mächtekombinationen auszuhecken, Gewinn- und Verlustchancen auszukalkulieren, wenn der Führer aus dieser untrüglichen Sicherheit heraus die Lage umreißt, wenn er uns, seinen Männern, nicht nur die Kraft des Glaubens schenkt, sondern auch das Gefühl der Gewißheit unseres Sieges verleiht?

Wer den deutschen Soldaten an dieser Jahreswende nach seinen Gedanken fragt, wird eine sehr kurze Antwort erhalten: Wir warten auf den Einsatz, wir schlagen zu, wenn wir gerufen werden, und wir werden siegen!

Wir bitten aber darum, daß man unsere Worte nicht mit einem billigen Zweckoptimismus verwechselt, daß man nicht annehmen soll, wir seien durch Erfolge verwöhnt und übermütig geworden.

Der Soldat des Großen Krieges ist tatsächlich gegen das Schicksal angetreten, weil er einen Krieg führen mußte, der nicht aus der Zwangsläufigkeit der Geschichte erwachsen ist. Der ganze Leichtsinn einer Vorkriegsgeneration sprach aus den Worten, die Deutschlands Unschuld am Weltkrieg erweisen sollten: Wir sind in diesen Krieg hineingeschlittert! Wir sehen in den elementaren Ereignissen eines Weltbrandes nicht ein billiges Straf- und Sühnegericht, auch keine blindwaltende Gerechtigkeit. Der Kampf ist eine Gegebenheit des Lebens, das Leben siegt immer mit dem Stärkeren. Darum war der Große Krieg nicht mit dem November 1918 zu Ende, die Zwischenzeit mußte mit naturnotwendiger Zwangsläufigkeit das Schwache, Fremde, Verderbliche ausscheiden helfen, damit der Kampf, 1914 willkürlich von unseren Gegnern begonnen, 1939, 1940 und 1941 mit rechten Waffen zu Ende ausgetragen werden kann.

Der Soldat der Feldzüge von 1939 und 1940 hat mit dem Schicksal gekämpft. Die Sieger dieser Kriege sind darum nicht übermütig geworden, denn Übermut erfaßt nur den, dem unverdienter Vorteil in den Schoß fällt, sondern sie haben aus ihren Siegen ein tiefes Wissen mit nach Hause gebracht. Dieses Wissen hat ihnen offenbart, daß Schicksal, Völkerschicksal, daß Sieg und Niederlage nicht Gaben launischer Götter sind, sondern daß sich alles so erfüllt, damit das Leben, das kraftspendende, zukunftverheißende und ewigkeittragende Leben, zu seinem Recht kommt. In Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich haben sich die lebenverneinenden Kräfte gegen Großdeutschland gestellt und haben geglaubt, daß ihre alten Rechnungen wieder aufgehen könnten.

Man kann dem Franzosen wirklich nicht vorwerfen, daß er nicht für einen Krieg gerüstet gewesen sei. Denn die Stollen seiner Maginotlinie dienten bei Gott nicht der Champignonzucht. Aber sie nützten nichts, sie wurden durchbrochen, sie mußten zerbrechen, damit das Leben in Europa nicht aufhört, seinen Sinn zu behalten. Die alliierten Armeen im Kessel der Flandernschlacht wußten, um welche Entscheidung sie zu kämpfen hatten, aber sie wurden dennoch geschlagen, weil das Schicksal mit den deutschen Waffen stritt.

Der deutsche Soldat dieses Krieges weiß, daß Kämpfen und Sterben hart ist. Er weiß, welche Kräfte ein verzweifelter Gegner entwickeln kann. Aber er fühlt sich heute als Träger des deutschen Schicksals, das der Führer in seiner Größe vor aller Augen beschworen hat. Deshalb kennt dieser Krieg für den deutschen Soldaten kein „Unmöglich" mehr.

**„Wir werden überall da sein, wo der Gegner ist. Und wo wir sind, da wird der nicht mehr sein." Mit diesen Worten hat der Führer jedem Soldaten seines Heeres für das kommende Jahr eine Dienstanweisung des Kampfes und Sieges gegeben.**

Wir Soldaten erwarten von dem neuen Jahr keine Überraschungen. Neue Kriegsschauplätze und neue Kampf-

formen können nur Episoden darstellen, aber keine Entscheidungen. Wir warten, wenn wir warten müssen, weil wir wissen, daß auch bei diesem Dienst jeder Tag und jede Woche mit uns kämpft. Wir warten, weil wir wissen, daß unsere Bereitschaft unter Waffen die Entscheidung heranreifen hilft wie die Gezeiten des Jahres. Wir warten, weil wir wissen, daß jeder Tag in der Heimat uns neue Waffen, bessere und schärfere, schmiedet.

Und wir marschieren, wenn der Befehl kommt, weil wir wissen, daß jeder Marschtritt nach vorwärts den feindlichen Widerstand niedertritt. Und wenn wir marschieren, dann marschieren wir in dem Glauben und der Gewißheit neuer Siege.

---

Auch uns brennt im Herzen die Hoffnung auf den Frieden im kommenden Jahr. Denn je stärker wir durch Einsatz und Opfer dem Leben unseres Volkes und der Ewigkeit Deutschlands verbunden werden, desto klarer zeichnet sich das Bild einer starken, gesicherten und endgültig befriedeten Zukunft ab. Und wenn je eigene Gedanken aus dem Jahreswechsel sich dem Soldaten formten, dann sind es die um den Frieden. Wir haben auf unseren Feldzügen nicht nur Schlachten geschlagen, wir haben in den Zusammenbrüchen der anderen den Blick für die politische Gestaltung des eigenen Volkes uns geschärft.

Wir haben die Fetzen einer morschen Welt zerschlissen vor unseren Augen gesehen. Wir wissen, daß allein aus der Kraft der Arbeit die Neuordnung des Friedens erwachsen wird.

Wir tragen noch die Waffen, aber schon denken wir der künftigen Arbeit, schon planen wir, allein, zu zweien, zu dreien, mit der ganzen Kompanie, wie schön es sein wird, im Großdeutschland des Sieges wieder schaffen zu dürfen. Denn wir tragen die Bewährung des Kampfes an Schraubstock und Schreibtisch und treffen dort den Kameraden, der sich in diesem Krieg keiner leichteren Bewährung unterzogen hat.

Wir denken an dieses Wiedersehen!

Fragt nicht mehr nach den Gedanken eines Soldaten zum neuen Jahr, schafft, kämpft und wartet!

Der Führer hat mit uns Weihnachten gefeiert, er hat die Brücke geschlagen zwischen dem Jahr jüngster Vergangenheit und den Aufgaben des kommenden Jahres.

Wir stehen Gewehr bei Fuß zwischen Sieg und Frieden!

---

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München

# Soldaten—Kameraden

Band 25: Karl Schworm, **Fröhlicher Schmaus.**
Band 26: Hans Matscher, **Feldpostblüten.**
Band 27: Karl von Möller, **Heißsporne.**
Band 28: Walter Best, **Die Generalin.**
Band 29: Tüdel Weller, **Ein Kuli fährt zur Hölle.**
Band 30: H. Peper, **Gefangener der „Grande Nation".**
Band 31: Otto Paust, **Unser Meldehund ist Nichtraucher.**
Band 32: Hermann Gerstner, **Fähnrich Charlotte.**
Band 33: Joh. Mart. Schupp, **Der wackelnde Turm.**
Band 34: Karl von Möller, **Das Korsett der Marquise.**
Band 35: Karl Schworm, **Land meiner Väter.**
Band 36: Andreas Weinberger, **Der Schlampanisepp.**
Band 37: Tüdel Weller, **Vier Landser im Feindesland.**
Band 38: Florian Seidl, **Der Baumeister.**
Band 39: Otto Paust, **Seine Majestät der Rekrut.**
Band 40: Hans Sponholz, **Der bezwungene Tod.**
Band 41: Walter Best, **Mit der Leibstandarte im Westen.**
Band 42: Karl von Möller, **Im Schatten der Exzellenz.**
Band 43: Fritz Spießer, **Orlog und Safari.**
Band 44: Wilhelm Pleyer, **Der Gurkenbaum.**
Band 45: K. Schworm, **Das Schilderhaus von Frozzelborn.**
Band 46: Hermann Gerstner, **Auf großer Fahrt.**

---

Jeder Band in Halbleinen RM 1.20 — Doppelband RM 2.40

---

In allen Buchhandlungen erhältlich.

---

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München